

Christian Bale, Herbert Bolliger, Siegen mit Serena Williams

Nummer 36 – 3. September 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



FDP gibt Vollgas

Aber wie viel Freisinn steckt noch in der Traditionspartei? *Von Beat Gygi und Florian Schwab*

Die grosse Wanderung

Europa kapituliert vor der illegalen Migration.
Von Roger Köppel, Wolfgang Koydl, Alex Reichmuth und Florian Schwab

Paare auf der Couch

Frauen wollen, Männer müssen. *Von Rico Bandle*



SHOPPING
FESTIVAL

40 und einmalig.

www.glatt.ch

Glatt

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch
Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Florian Schwab,
Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Tom Kummer, Christoph Landolt,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*),
Martin Kappler, Fabian Gimmi (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer,
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Gregor Szyndler,
Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: infoAadextra.ch

Druck: Ziegler Druck, Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder
in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Re-
daktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.*

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel
empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte
entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Wir können nicht ganz Afrika aufnehmen

Der Ton verschärft sich, das europäische Asylchaos wird schlimmer. Während die EU vor der Völkerwanderung kapituliert, bietet sich der Schweiz die Chance, zu einer selbstbestimmten Asylpolitik zurückzukehren. *Von Roger Köppel*

Fassungslos verfolgen wir die Nachrichten. Immer mehr Migranten, immer mehr Tote. An den Aussengrenzen der EU stauen sich die Flüchtenden.

Anfang Jahr begann die *Weltwoche*, intensiv und besorgt über die anschwellenden Migrantenströme aus dem Süden zu berichten. Die Zahlenprognosen von damals müssen laufend nach oben korrigiert werden. Noch im Frühling rechnete Deutschland mit einer Verdopplung der Asylzahlen auf rund 500 000 Personen bis Ende Dezember. Inzwischen wurden die entsprechenden Werte auf 850 000 hochgeschraubt, fast viermal mehr als letztes Jahr.

Spitze des Eisbergs

Unter dem Druck der Völkerwanderung und der sie begleitenden, schriller werdenden politischen Korrektheit wird die europäische Rechtsordnung ausgehöhlt. Die gesetzlich verankerte Unterscheidung zwischen echten Flüchtlingen nach Genfer Konvention und illegalen Wirtschaftsmigranten verfließt. Wer auf die Gesetze hinweist, gilt als unanständig. Stillschweigend dehnen die Behörden den Asylbegriff auf alle Ankommenden aus. Übers Recht erhebt sich tyrannisch die Moral.

Die europäischen Grenzen sind offen, und das Angebot vergrössert laufend die Nachfrage. Allein in Libyen warten derzeit 600 000 bis eine Million Menschen auf die Überfahrt. Sie folgen den politischen Signalen aus dem Norden.

Es ist nur die Spitze des Eisbergs. In Afrika lebt rund eine Milliarde Menschen. Das Wohlstandsgefälle zwischen Nord und Süd wird trotz jahrzehntelanger Entwicklungshilfe immer grösser. Die Migrationskosten sind nicht hoch genug, um Abwanderungswillige abzuschrecken. Weil ausserdem die europäischen Grenzen durchlässig geworden sind, hat sich eine Art Schneeballsystem ergeben, ein sich selbst verstärkender Zustrom an Menschen, der vor allem deshalb immer grösser wird, weil ihn die Zielstaaten nicht verhindern.

Erschreckend ist ein Blick in die Statistik. Die aktuellen Uno-Zahlen beleuchten das Jahr 2014; der aktuelle Andrang ist noch nicht einmal erfasst. Die Zuwachsraten sind enorm. Es geht längst nicht nur um Syrer. Die zweitgrösste Gruppe in Europa sind die aus ihrer friedlichen Heimat abwandernden Serben, mit einem

Zuwachs von 65 Prozent im letzten Jahr. Der halbe Balkan setzt sich gegenwärtig in Richtung Ungarn in Bewegung. Alles Verfolgte? Afrikanische Staaten wie Nigeria, Ghana, Mali, Sudan oder Senegal produzieren Flüchtlinge mit jährlichen Zuwachsraten im dreistelligen Prozentbereich. Eritrea verzeichnet einen Exodus an Asylananten, obschon im Land kein Krieg mehr herrscht.

Differenzierter Blick auf die Syrer

Wir müssen aufhören, die Situation romantisch zu erklären. Natürlich sind unter den Migranten auch politische Verfolgte nach Genfer Konvention dabei. Aber selbst bei den Bürgerkriegsflüchtlingen aus Syrien muss die Situation differenziert beurteilt werden. Sehr viele Syrer sind längst der politischen Verfolgung entronnen, wenn sie, vom sicheren Drittstaat Türkei herkommend, in Griechenland europäischen Boden betreten. Im ersten Halbjahr 2015 haben nur gerade 4 Prozent aller Syrer in Griechenland einen Asylantrag gestellt. Über 90 Prozent reisten nach Deutschland oder Schweden weiter. Die humanitären Motive werden von wirtschaftlichen Migrationsmotiven überlagert, ja verdrängt.



Vorwiegend junge Männer: Migranten protestieren

Es bringt nichts, die Überbringer solcher Fakten als moralfreie Untermenschen oder Finsterlinge anzuschwärzen. Die Migranten kommen trotzdem. Während die Politiker vernebeln und beschwichtigen, sehen die Leute längst, dass etwas nicht mehr stimmt. Mehr noch als die schiefe Zahl der Wandernden beunruhigt sie das Gefühl, dass den Behörden die Kontrolle zu entgleiten droht, wenn nicht längst entglitten ist.

Das ist im Übrigen auch der grosse Unterschied zum Jugoslawienkrieg Mitte der neunziger Jahre, als ebenfalls erhebliche, wenn auch bedeutend geringere Flüchtlingsbewegungen als heute zu bewältigen waren. Damals wussten die Europäer, dass die aus Jugoslawien Vertriebenen oder Geflohenen nach Beendigung des Konflikts realistischlicherweise wieder nach Hause gehen würden. Auch dies erwies sich zum Teil als Illusion, aber zumindest herrschte noch der Eindruck, als habe man die Situation im Griff. Diese Hoffnung ist verschwunden.

Untergang des Sozialstaats

Auch die selbstgerechtesten Moralprediger ahnen es doch inzwischen: Wir können nicht ganz Afrika aufnehmen. Unser Asylrecht wurde nicht für einen millionenfachen Exodus ge-



vor dem Budapester Ostbahnhof, 1. September 2015.

baut. Die Politiker reden am Volk vorbei, wenn sie beteuern, dass alles bestens und es daher herzlos sei, über Höchstgrenzen für Flüchtlingszahlen nur schon nachzudenken.

Besonders giftig gibt sich gegenwärtig die Linke. Die Sozialisten zerreisst es fast. Einerseits sind sie für die möglichst ungehemmte Migration. Andererseits wissen sie, dass mit dieser Politik der von ihnen zu verteidigende Sozialstaat untergehen wird. Freie Zuwanderung und Erhalt der sozialen Errungenschaften sind unvereinbar. Anstatt den Zielkonflikt zu lösen, verdrängen sie ihn und verlieren die Fassung, wenn man sie daran erinnert.

Es wäre schon viel gewonnen durch die Einsicht: Die europäische Asylmisere ist hausgemacht. Nicht nur das objektive Elend auf der Welt, sondern vor allem die Weigerung der europäischen Regierungen, ihre Landesgrenzen gegen die illegale Migration zu schliessen, setzt die Völkermassen in Bewegung. Nicht die Ärmsten und Verfolgten kommen, sondern Leute, die langfristig viel Geld gespart und weitblickend investiert haben, um in Europa ein besseres Leben zu finden. Das ist menschlich und verständlich, aber es hat nichts mit dem Recht auf Asyl und mit unseren Migrationsge-

setzen zu tun. Missbrauch bleibt Missbrauch, auch wenn er aus besten Motiven erfolgt.

Die politischen Signale aus Europa sind nicht ermutigend. Denk- und Sprechverbote verhindern eine offene Debatte. Den Ton setzen Politiker, Journalisten und Intellektuelle, die sich an ihrer eigenen, medial inszenierten Gutmenschlichkeit berauschen. Das Widerliche besteht hier darin, dass die selbsterklärten Moralisten die Flüchtlingsdramen dazu benutzen, um sich dröhnend über ihre politischen Gegner zu erheben. Die Schweiz hat den Vorteil, dass dank der direkten Demokratie offener und wirklichkeitsnäher diskutiert werden kann als etwa in Deutschland, wo ein falsches Wort Ausgrenzung oder Gefängnis bedeutet. Allerdings sind auch bei uns die linken Inquisitoren auf dem Vormarsch.

Brüssel streicht die Segel

Die Situation wird sich absehbar verschlimmern. Die europäische Politik wird noch mehr Nachfrage nach Asyl erzeugen. Chefkommis-sar Jean-Claude Juncker wird nicht müde, mehr Offenheit und Solidarität zu fordern. Die Euro-Elite bleibt gefangen im Selbstbild der «Wertegemeinschaft», die die Wirklichkeit

nicht an sich heranlässt. Die deutsche Kanzlerin Angela Merkel hat eben erklärt, dass das Dubliner Flüchtlingsabkommen gescheitert sei. Es gehe nun darum, die «Flüchtlinge» nicht mehr lokal zu prüfen und gegebenenfalls zurückzuweisen, sondern sie nach fixen Quoten auf die Mitgliedstaaten zu verteilen.

Das ist die Kapitulation. Bisher mussten die Flüchtlinge, theoretisch, an den EU-Aussengrenzen von den entsprechenden Staatsbehörden erfasst und registriert werden. Fortan wird auch im Asylbereich niemand mehr konkret für etwas verantwortlich sein, sondern alle für nichts.

Die Schweizer Politik bildet keine Ausnahme. Im Fahrwasser der EU wird der Willkommensstaat ausgebaut. Bundespräsidentin Sommaruga gab die Devise aus, dass niemand nach Hause geschickt werde, der unter diktatorischen Verhältnissen leide. Gegenwärtig leben schätzungsweise rund drei Viertel der Menschheit aus Schweizer Sicht in Diktaturen. Sollen sie alle kommen dürfen?

Erhellend war auch der Hinweis der Bundespräsidentin letzte Woche, dass unter dem Eindruck der Lastwagentragödie in Österreich die «direkte Einreise» nach Europa für Flüchtlinge anzustreben sei. «Direkte Einreise»: Damit kann nur die Einrichtung eines regelmäßigen Fährbetriebs übers Mittelmeer oder die Installierung von Luftbrücken für Auswanderungswillige aus dem Nahen Osten oder Afrika gemeint sein. Es wäre ein Freibrief für noch mehr illegale Wirtschaftsmigration.

Eine gute Lösung

Natürlich kann die humanitäre Tradition auch unter den derzeitigen Bedingungen vernünftig gelebt werden. Man muss sich einfach am Selbstverständlichen orientieren: Wer am Asyl festhalten will, muss seinen Missbrauch bekämpfen. Wie ist das möglich?

Erstens: Die Schweiz soll sich humanitär in den Kriegs- und Krisenregionen engagieren. Es gibt dort Infrastrukturen, die mit gezielt umgelenkten Schweizer Entwicklungsgeldern auszubauen wären. So kann den wirklich Verfolgten und Bürgerkriegsflüchtlings vor Ort geholfen werden, ohne dass sie Tausende von Kilometern reisen müssen.

Zweitens: In diesen Lagern vor Ort kann dann auch der verschwindend kleine Anteil an wirklich Verfolgten nach Genfer Konvention ermittelt werden. Diese Personen könnte die Schweiz mühelos aufnehmen.

Drittens: An den Schweizer Grenzen sind wieder Personenkontrollen einzuführen.

Viertens: Jeder illegal Einreisende wird umgehend ausser Landes gebracht.

Die EU ist ein riesiger Magnet für illegale Migration geworden. Die Schweiz sollte den Mut aufbringen, zu einer vernünftigen, selbstbestimmten und massgeschneiderten Asylpolitik zurückzukehren.



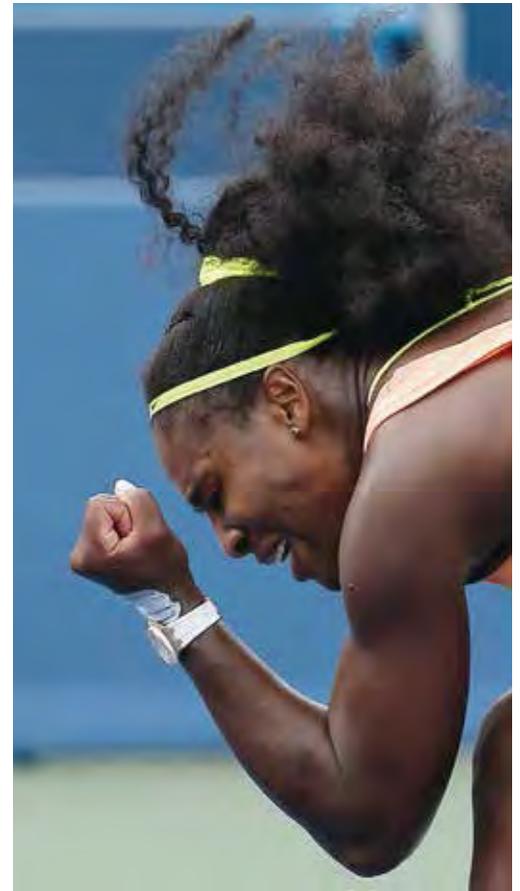
Auf Tournee: Simonetta Sommaruga. Seite 36



Kommunistische Aristokratie: Kreml. Seite 58



Vormarsch der Kurden: Seite 52



Im Tennis-Olymp: Serena Williams. Seite 42

Kommentare & Analysen

- 4 **Editorial**
- 11 **Kommentar** Schlepperkönigin Merkel
- 11 **Im Auge** Saltanat Gabdollarasheva, Miss Army
- 12 **Politik** Grüne Schwarzseher
- 13 **Hochschule** Täuschungsmanöver im Fall Sarasin
- 14 **Personenkontrolle** Brotz, Gattiker, Sager, Suter Tejada etc.
- 15 **Nachrufe** Hans «John» Schnell, Paul Royle
- 16 **ABC des Unfreisinns**
- Die FDP ist bei den Wählern im Aufschwung. Von einer Erstarkung liberaler Kräfte kann keine Rede sein
- 18 **Philipp Müller** Der freisinnige Rockstar
- 19 **Johann Schneider-Ammann** Ein Herz fürs Kollektive
- 21 **Didier Burkhalter** Überzeugter Etatist
- 22 **Wahlen 2015** Die FDP im Wahlcheck
- 24 **Die Deutschen** Abstand halten!
- 24 **Wirtschaft** Chronik einer Börsenwoche
- 25 **Ausland** Chinas Börse muckt auf
- 26 **Mörgeli** «Unsere Firma ist der Staat»
- 26 **Bodenmann** Dummheit ist lernbar
- 27 **Medien** Wenig Kompetenz (Weko)
- 27 **Gesellschaft** Mengenlehre
- 28 **Leserbriefe/ Einwurf**

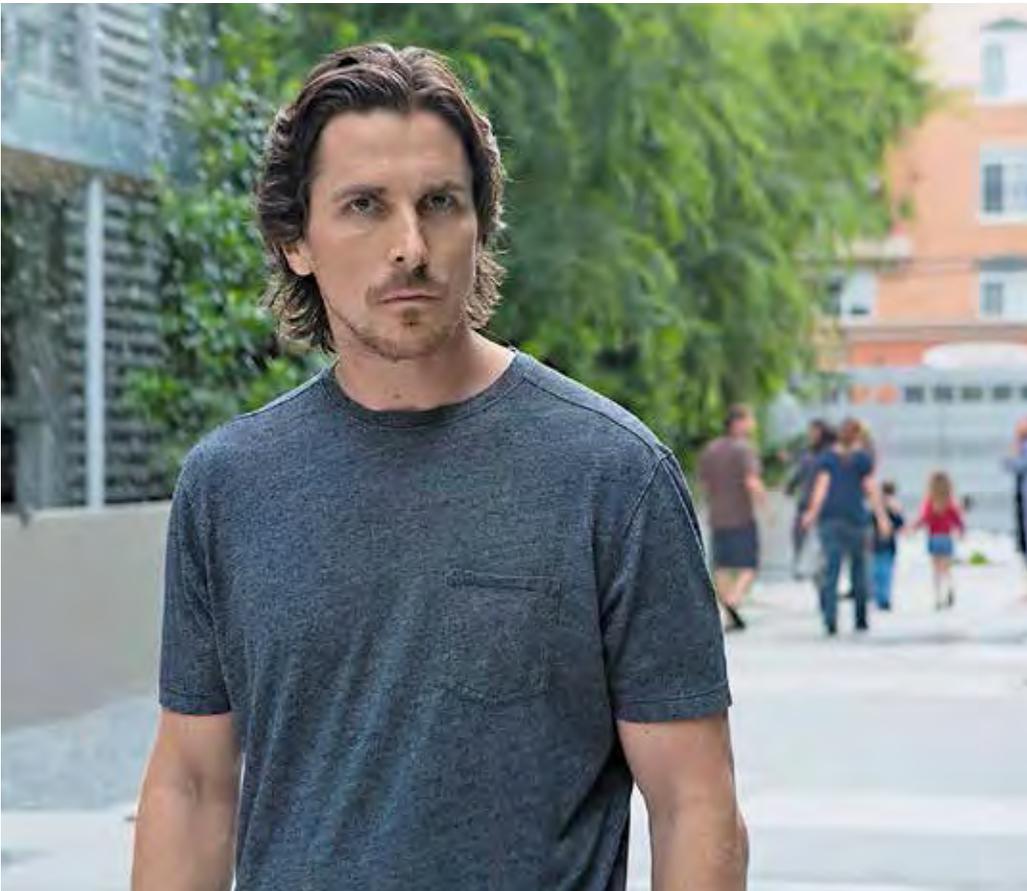
Hintergrund

- 30 **Goldgrube für die Sozialindustrie**
- Asylanten mit Integrationsproblemen – drei Fälle
- 32 **Sozialhilfe** Wie viel bekommt ein Asylant?
- 34 **Brief aus Bern** Cédric Wermuth zu den Wahlen
- 35 **EU Zuwanderung** in den Sozialstaat Schweiz
- 36 **Bundesrats-WG im Wahlfieber**
- Die Landesregierung ist für jeden Unfug zu haben
- 38 **Der Preis der Regulierung**
- KMU leiden unter gesetzlichen Vorschriften
- 40 **Im Geist des Revoluzzers**
- Migros-Chef Herbert Bolligers Erfolgsgeheimnis
- 42 **Serenas Hexenmeister**
- Patrick Mouratoglou – der Mann hinter dem Tennis-Star
- 46 **Krieg um schmutzige Socken**
- Die Paartherapie boomt – ein Blick hinter die Kulissen
- 48 **Erfahrungsbericht** Unter Psychos
- 50 **Das Machtkalkül steht über allem**
- Einschätzungen zur Zukunft von China
- 52 **Die Allianzen der Kurden**
- Die Türkei gefährdet den Erfolg im Kampf gegen den IS
- 55 **Brief aus Berlin** Fahrt ins Bodenlose
- 57 **Essay** Unterwegs im Osten von Deutschland
- 58 **Russland** Wer regiert das Riesenland?

FÜR
**HINTERGRUND-
BERICHTE**
BLEIBEN SIE BEI
IHRER **LEKTÜRE.**

Bei **CreditGate24** leihen Sie Menschen Geld mit bis zu 7% Rendite.
Einfach. Transparent. Flexibel und **sicher**.

Wann dürfen wir Sie bei unserer Anlegerschaft begrüßen?



«Es hatte nichts mit Spielberg zu tun»: Hollywoodstar Christian Bale. Seite 60

Interview

60 [«Ich kam mir vor wie ein Gespenst»](#)

Christian Bale, einer der besten Schauspieler seiner Generation, über die Kunst, ohne Drehbuch auszukommen, und über den Willen, Grenzen zu überwinden

Stil & Kultur

64 [Stil & Kultur Blonde Ambition](#)

66 [Delikt gegen den Fortschritt](#)

In der Alternativmedizin ist Pseudowissenschaft weit verbreitet

68 [Top 10](#)

68 [Kino «Knight of Cups»](#)

69 [Jazz Cécil McLorin Salvant](#)

70 [Namen Ein grosser Tag](#)

71 [Hochzeit Margot und Michael Schmitz \(Teil 2\)](#)

71 [Thiel Demokratie](#)

72 [Wein Château Faugères Bordeaux blanc 2014](#)

72 [Zu Tisch Erfolgsformel aus der Hotelküche](#)

73 [Auto Ferrari California T](#)

74 [MvH trifft Jean-Claude Biver, Unternehmer und Manager](#)

Autoren in dieser Ausgabe

Tobias Straumann



Um die chinesische Wirtschaftspolitik besser zu verstehen, absolvierte der Wirtschaftshistoriker und Privatdozent an der Uni Zürich ein Semester an der Chinesischen Universität Hongkong. Seine überraschenden Erkenntnisse lesen Sie auf Seite 50

Edzard Ernst



Der Arzt und Medizinwissenschaftler war 1993 der weltweit erste Lehrstuhlinhaber für Alternativmedizin. Er warnt: Die Erforschung von Akupunktur, Homöopathie und Chirotherapie werde von ideologisch motivierten und finanziell abhängigen Enthusiasten dominiert. Seite 66

Blättern wie im gedruckten Heft.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das E-Paper noch mehr Lesevergnügen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.



DIE WELTWOCH

FREI BLEIBEN!

WAHL-
VERSPRECHEN

Damit die Schweiz Schweiz bleibt.

Unabhängigkeit, Eigenständigkeit, direkte Demokratie, Neutralität und Föderalismus sind die Staatssäulen, die unsere Vorfahren erschaffen und erkämpft haben und die wir verteidigen. Dies im Wissen, dass es keine Freiheit ohne Sicherheit gibt.

Im Bundesbrief, am Beginn unserer Eidgenossenschaft, gelobten die Gründer unseres Landes ebenso, keine fremden Richter anzuerkennen.

Unsere Bundesverfassung nimmt in der Präambel auf, dass nur frei ist, wer seine Freiheit gebraucht, und dass die Stärke des Volkes sich am Wohl der Schwachen misst.

In dieser Tradition versprechen die Kandidatinnen und Kandidaten der SVP gegenüber der Bevölkerung der Schweiz:

Wir wollen

-  **keinen Anschluss an die EU und keine Anerkennung fremder Richter,** damit wir selber unsere Geschicke bestimmen können;
-  **die Zuwanderung begrenzen und keine 10-Millionen-Schweiz,** damit wir weiterhin eine lebenswerte und intakte Heimat haben;
-  **kriminelle Ausländer ausschaffen und die Missbräuche im Asylwesen bekämpfen,** damit wir in Sicherheit leben können;
-  **tiefe Steuern für alle und weniger staatliche Regulierungen,** um Arbeitsplätze zu sichern.



Toni Brunner (SG),
Landwirt



Nadja Pieren (BE),
Betriebsleiterin private
Kindertagesstätte



Hansjörg Knecht (AG),
Unternehmer



Céline Amaudruz (GE),
Rechtsanwältin



Roger Köppel (ZH),
Chefredaktor und
Verleger



Magdalena Martullo-
Blocher (GR),
Unternehmerin



Albert Röstli (BE),
Unternehmer



www.svp.ch

SVP Schweiz, Postfach 8252, 3001 Bern, PC: 30-8828-5

DESHALB AM 18. OKTOBER
SVP WÄHLEN.



Einsteigen und gewinnen: Mit dem Oldtimer-Bus auf die Grand Tour.

Jetzt beim Sommerwettbewerb mitmachen und mit etwas Glück eine einwöchige Tour für 12 Personen im Wert von über 30 000 Franken gewinnen. Hotelübernachtungen und Verpflegung inklusive. Teilnahme sets und die kostenlose Broschüre zur neuen Grand Tour of Switzerland gibt es in allen UBS-Geschäftsstellen.

Online teilnehmen:
www.ubs.ch/entdecken



UBS – Partner von
Schweiz Tourismus



Schlepperkönigin Merkel

Von Wolfgang Koydl — Die Deutschen haben die Völkerwanderung nach Europa massgeblich mit verschuldet. Nun versuchen sie, die Folgen auf andere abzuwälzen.



Emotionale Erpressung: Bundeskanzlerin Merkel zu Besuch in Heidenau.

Ob sie bei ihrem bevorstehenden Besuch in Bern etwas lernen könne über den Schweizer Umgang mit Flüchtlingen, wurde Angela Merkel auf ihrer jüngsten Pressekonferenz gefragt. «Ja, schon», man werde über diese Frage reden, murmelte sie verdrossen. Was sie wirklich meinte, konnte man an ihrer missmutigen Miene ablesen: Von der Schweiz lernen? Ausgerechnet von diesen Abschottern und Ausschaffern? Ich muss doch bitten!

Nein, Deutschland will sich keine Lektionen gefallen lassen, nicht von der Schweiz und auch von keinem anderen Land. Denn Deutschland ist gleichsam der neue globale Goldstandard im Umgang mit all den Verfolgten, Mühseligen und Beladenen dieser Welt. Niemand versteht sich besser auf Nächstenliebe, zumal wenn sie sich mit sprichwörtlichem deutschem Organisationstalent paart. Eine wohlige Welle der Solidarität und des Mitgefühls wogt durchs Land. Millionen Deutsche fühlen sich so wohl in ihrer Haut wie nicht mehr seit dem Gewinn der Fussball-WM. Ein «patriotisches Gefühl» diagnostizierte *Focus*-Chefredaktor Ulrich Reitz bei sich selbst. «Wir können stolz auf uns sein», tönt es durch Talkshows auf allen Kanälen.

Deutschland tut mal wieder, was es am besten kann: Sich zufrieden auf die eigene Schulter klopfen. Seht her, wir kaufen Windeln für die

Flüchtlingskinder und schmieren ihnen Butterbrote, wir bringen den Migrant*innen Deutsch bei und beziehen ihre Betten. Die paar Leute, die anders denken, sind braunes Pack. Solche Leute, philosophierte kürzlich SPD-Chef Sigmar Gabriel, gehörten strenggenommen viel weniger zu Deutschland als ein somalischer Fischer oder ein syrischer Arzt.

Nachfrage angeheizt

Ja, richtig nett ist er geworden, der hässliche Deutsche, ein echter Menschenfreund. Doch leider wird er in weiten Teilen des übrigen Europa in einem weniger freundlichen Licht gesehen. Hier ist längst klar, dass Deutschland ursächlich mitverantwortlich ist für die Krise, deren Folgen ausser Kontrolle geraten. «Alles spricht dafür, dass wir ein Land sind, in das man gerne einwandert», kokettierte die Kanzlerin vor der Hauptstadt*presse – und fügte mit gespielter Erstaunen hinzu: «aus welchen Gründen auch immer.» Natürlich kennt sie diese Gründe. Der Koloss in Europas Mitte hat die Nachfrage ja erst angeheizt – mit Willkommenskultur, finanziellen Anreizen und wohl auch mit Mutti Merkel. So eine herzensgute Frau, glaubt man mittlerweile überall zwischen Lagos und Lahore, weist niemandem die Türe.

»» Fortsetzung auf Seite 12

Neues aus Kasachstan



Saltanat Gabdollarasheva, Miss Army.

In Kasachstan wissen sie vielleicht ein klein wenig Bescheid über die Schweiz und darüber, was Frau Markwalder von ihrem Kommissionsgeheimwissen preisgegeben hat. Aber was wissen wir über Kasachstan, mal seriös, abgesehen von der Witzfigur Borat? Ausser dass das neuntgrößte Land der Erde von nur 17 Millionen Einwohnern besiedelt wird und dass 30 000 Soldaten seine Grenze und den Dauerpräsidenten Nursultan Nasarbajew, 75, verteidigen? Fakt ist: Die kasachischen Streitkräfte leiden an akutem Frauenmangel. Schlaue Köpfe im Armeeministerium erfanden deshalb die Miss-Wahl neu. Bei der ersten Miss-World-Kür im fernen Jahr 1951 ging es ja noch um die Lancierung des Bikinis, der darauf seinen Triumph um die Welt antrat, bei der Miss-Wahl aber umgehend verboten und durch das Ganzkörperbadkleid ersetzt wurde. In Kasachstan präsentierten sich im vergangenen Mai 123 Kandidatinnen zum «Miss Army»-Wettbewerb im Internet, und mit 17 307 von insgesamt 255 000 Stimmen (wahlberechtigt waren auch Teilnehmer aus Russland, Kirgisien und Aserbaidschan) schwang Sergeant Saltanat Gabdollarasheva in einem Kopf-an-Kopf-Rennen obenaus, in züchtiger Uniform, mit dezentem Make-up, ordensgeschmückt und mit Blumenstraus im Arm, denn die Kandidatinnen posierten eindeutig als Soldatinnen, einige mit Waffe, andere auch mit ihrem Lieblingshaustier. Aber am Ende vermochte sich das Richtergremium der Armee, anders als beim Urteil des Paris in der griechischen Sage, der sich für Aphrodite entschied, nicht festzulegen. Wieder kopierten sie eine Institution aus der alten kapitalistischen Welt. Die zwölf Schönsten wurden jetzt vom Ministerium kollektiv zu Siegerinnen erklärt und zu einem professionellen Shooting abkommandiert. Sie bebildern nächstes Jahr eine Art militärischen Pirelli-Kalender, ein Gesicht für jeden Monat. Fragt sich: Dienen die militanten Missen als flankierende Dekoration der geplanten Erhöhung des Militärbudgets um 36 Prozent, oder eilen tatsächlich mehr Frauen zu den Waffen? *Peter Hartmann*

Den Offenbarungseid leistete die Bundesregierung, als sie vor wenigen Tagen allen Syrern bedingungslos die Einreise gestattete. Damit versetzte Berlin dem siechen Dublin-System, das die Flüchtlingsströme europäisch regeln sollte, den Gnadenstoss und kapitulierte vor dem Ansturm. Von nun an können Schlepper jedem, der ein wenig Arabisch spricht und levantinisch aussieht, als echtem oder vermeintlichem Syrer ein Einfach-Ticket nach *Almanija* verkaufen – und Merkel wird endgültig zur Schleuser-Mutti Europas.

«Wir schaffen das», rief sie ihren Landsleuten gleichwohl ermutigend zu, auch wenn Hunderttausende von Menschen ins Land strömen, die Wohnraum, Arbeit, Lehrer und Ärzte brauchen. Woher das Geld kommen soll für all diese Leistungen, liess Merkel offen. Stattdessen will sie die Kosten dieser Völkerwanderung «gerecht» auf die anderen Europäer, die Schweiz eingeschlossen, verteilen – und ist entrüstet, wenn die nicht mitspielen wollen.

«Rechtes Pack» sind sie zwar – noch – nicht, die Polen, Tschechen, Dänen, Ungarn oder Briten, denen ihre nationalen Interessen und der Zusammenhalt ihrer Gesellschaften wichtiger sind als die Aufnahme von unqualifizierten und nicht integrierbaren Fremden. Aber als «Drückeberger» standen sie bereits am Pranger der *Bild*-Zeitung, die übrigens gemeinsam mit den anderen deutschen Medien von der Kanzlerin für ihre «wunderbaren Berichte» gelobt wurde.

Berlin setzt seine Partner mit der schon aus der Euro-Krise bekannten Brachialmethode unter Druck: Der stärkste Staat der EU setzt seinen Willen durch. Widerspruch ist zwecklos. Deutschland wollte Austerität für Griechenland. Europa schluckte einmal trocken. Dann bekam Deutschland Austerität für Griechenland. Schon jetzt zeichnet sich ab, dass man die bewährte Methode beibehalten will: Elmar Brok, Merkels Mann in Brüssel, drohte bereits damit, all jenen EU-Staaten EU-Gelder zu kürzen, die keine Migranten aufnehmen wollten.

Berlins zweite Methode ist subtiler und perfider. Psychologen kennen sie unter dem Begriff der «emotionalen Erpressung»: Man erzeugt Schuldgefühle, um andere gefügig zu machen. Besser lässt sich Berlins Taktik nicht umschreiben. Wer gegen «Flüchtlinge» ist, der ist ein schlechter Mensch. Ausserdem werden ständig die Vokabeln «fair» und «Flüchtling» aneinandergereiht, als ob es um Gerechtigkeit für verfolgte Menschen ginge. Wie fair ist es, wenn ein Syrer, der unbedingt nach Deutschland wollte, nun doch per Quote in Ungarn landet? Aber fair soll die Quote nur für Deutschland sein, das all die Menschen ringsum verteilen will, die es selbst angelockt hat. Auch die Schweiz wird ihren «gerechten» Anteil von ihnen bekommen. Darüber wird Angela Merkel sprechen, wenn sie nach Bern kommt.

Politik

Grüne Schwarzseher

Von Markus Schär — Die Schweizer müssen dafür büssen, dass sie den schönen Sommer genossen haben: Sie sollen die Grünen wählen, die vor der Klimakatastrophe warnen.



Auf Panik machen bringt Stimmen: Die Grünen lernten es im Hitzesommer 2003, die Grünen aller Parteien in der Energiewende-Erregung nach der Naturkatastrophe von Fukushima 2011. Die Grüne Partei buhlte deshalb um die Stimmen der Schweizer, indem sie ihnen den schönen Sommer vermieste. Die Glace, die der Wissenschaftler Bastien Girod «kurzfristig gegen die Klimaerwärmung» anbot, brachte allerdings kaum Erfolg, auch nicht die Kampagne mit einer Glace, auf der die Welt als Schoggiüberzug schmilzt. Deshalb dreht die Partei die Wahlwerbung in den schrillen Bereich: Sie nötigt das Parlament, sich in der Session ab nächster Woche «dringend mit dem Klima zu befassen». Und sie fordert vom Bundesrat «eine Zusammenstellung der volkswirtschaftlichen Kosten der Klimaerwärmung und der Wetterextreme». Wie immer, wenn es um Panikmache geht, leugnen die Grünen dabei die Fakten.

Findet die Erderwärmung statt? «Der Sommer 2015 bricht voraussichtlich alle Rekorde», behaupten die Grünen – mit einem bemerkenswert eng gefassten Horizont. Ihre Behauptung gilt nicht einmal für die Schweiz: In diesem heissen Sommer fielen kaum Hitzerekorde, insgesamt schlug das Thermometer nicht stärker aus als 2003. Und rund um die Arktis herrschte eine Kälte wie seit zwanzig Jahren nicht mehr. Das Dänische Meteorologische Institut stellt denn auch fest, das Eis über Grönland habe innert einem Jahr um 200 Kubikkilometer zugelegt. Weltweit schrauben die Meteorologen zwar an ihren Daten, um 2015 zum wärmsten Jahr zu erklären. Die Satellitenmessungen, die sich schwerer manipulieren lassen, zeigen aber: Seit mehr als achtzehn Jahren erwärmt sich die Erde nicht mehr.

Droht aufgrund des Klimawandels Unheil? Die «weltweit katastrophalen Folgen», vor denen die Grünen warnen, zeigten sich in diesem Sommer vermeintlich auch in der Schweiz bereits: Einerseits litten vor allem Ältere unter der Hitze und starben in Einzelfällen deswegen, andererseits richteten Unwetter und Dürren Millionenschäden an. Eine weitere «Zusammenstellung», wie sie die Grünen fordern, braucht es jedoch nicht. Allein aus der Bundesverwaltung liegen schon Tausende von Studienseiten vor, die weissagen, dass in Zukunft aufgrund der Klimaerwärmung Stürme, Dürren oder auch Zecken wüten werden.

Die wenigen Studien zur Vergangenheit zeigen dagegen: Bei den Schäden aufgrund von Naturereignissen gibt es keinerlei Trend – obwohl sich die Schweiz seit dem 19. Jahrhundert um 1,5 Grad erwärmt hat. Und eine Studie in der führenden Medizinzeitschrift *The Lancet* stellte kürzlich fest: Bei den untersuchten 74 Millionen Todesfällen starben die Menschen zu 7,3 Prozent aufgrund von Kälte – und zu 0,4 Prozent wegen der Hitze.

Tut die Schweiz in der Klimapolitik zu wenig? Der Beitrag unseres Landes sei «schlicht ungenügend», schimpfen die Grünen. Ihr Messias ist Präsident Barack Obama, der die USA am Parlament vorbei dazu zwingen will, ihren CO₂-Ausstoss bis 2025 um 28 Prozent zu senken. Das würde gemäss den Modellen seines Umweltamtes die Erderwärmung bis 2100 um 0,03 Grad verringern. Die Schweizer stossen pro Kopf ein Drittel so viel CO₂ aus wie die Amerikaner, insgesamt ein Promille des globalen Ausstosses – sie zahlen schon jetzt die mit Abstand höchsten CO₂-Steuern der Welt.

Die Klimaerwärmung findet also nicht mehr statt. Die Klimakatastrophe zeigt sich nicht. Und die Klimapolitik bringt nichts. Kein Wunder, dass die Grünen sicherheits halber noch ein anderes Wahlkampfthema suchen: Sie warnen vor Panikmache wegen des real existierenden Asylchaos.



Botschaft mit Schoggiüberzug: Girod, Cramer.

[Redacted]

Personenkontrolle

Brotz, Gattiker, Wolf, Sager, Suter Tejada, Lazzarotto, Schmiegel, Mörgeli, Bigler, Quadranti, Gasser, Grossen, Schmid-Federer, Brentel, Züllig, Haas, Keller, Engelberger, Fagetti

«Frage gefiel Staatssekretär Gattiker nicht so», twitterte **Sandro Brotz** stolz. Der «Rundschau»-Moderator fragte **Mario Gattiker**, den Staatssekretär für Migration, ob er einen eritreischen Flüchtling bei sich zu Hause aufnehmen. «Wir sind nicht in einer Situation, dass wir Privaten diese Frage stellen müssen», gab der Cheffunktionär korrekt zurück. «Ich stelle sie Ihnen aber», trumpfte der Moderator auf. Ein Journalistenkollege gab ihm auf Twitter zu bedenken, was der gescheite ORF-Mann **Armin Wolf** zu dieser Zumutung meint: «Ich verstehe die Frage nicht mal. Ich bin für ordentliche Gesundheitsversorgung, betreibe aber kein Lazarett im Wohnzimmer.» Der SRF-Mann zeigte sich schwer von Begriff: «Den Asyl-Chef konkret darauf zu behaften, dünkt mich zwingend.» Und uns dünkt zwingend: Die «Rundschau»-Gäste müssen sich intelligente Fragen selber stellen. (Ja, der Chefredaktor dieses Blattes hat die Frage auch schon öffentlich gestellt – aber nicht Funktionären, die Strukturen verantworten, sondern reichen Journalisten, die sich als Gutmenschen aufspielen.) (sär)

«Man ist sich einig», beteuerte **Manuel Sager**, Chef der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza), im weichgespülten Interview mit dem *Tages-Anzeiger*, «dass die Zusammenlegung der Botschaften und Deza-Büros eine gute Sache ist.» Dabei tobt, wie die *Weltwoche* öffentlich machte (Nr. 27/15), im Aussendepartement deswegen ein Kulturkampf. Weil sich EDA-Leute über Deza-Angestellte «mokierten», wie sich die Interviewer ausdrückten, ohne die Quelle zu verraten, verfolgt das Departement die angeblichen Informanten der *Weltwoche* mit der Bundesanwaltschaft. Derweil vermeldet das EDA den nächsten diskutablen Transfer: **Sybille Suter Tejada**, bisher Chefin der Abteilung Lateinamerika und Karibik in der Deza, wird Schweizer Botschafterin in Mazedonien – ohne jede diplomatische Erfahrung. Als frühere Deza-Personalchefin gab sie in einem Referat Einblick in ihren Werdegang. Die 58-jährige Juristin stieg mit einer Teilzeitstelle im Rechtsdienst der Deza ein: «Es stellte sich dann zu meiner Ernüchterung heraus, dass ausschliesslich mein spezifisch juristisches Wissen gefragt war.» Sie strebte ins Ausland: «Da wurde mir rasch abgeraten. Ich hätte keine operationelle Erfahrung.» Diese sammelt die Jungdiplomatin, nach einem Aufenthalt in



«Ich stelle die Frage aber»: Sandro Brotz.

Peru, jetzt in Mazedonien. Ihr Vorgänger, Botschafter **Stefano Lazzarotto**, bewährte sich übrigens 2009 als Chargé d'Affaires in Libyen während der Geiselnahme. (sär)

Mit Blick auf die eidgenössischen Wahlen im Herbst haben Wahlempfehlungen und Parlamentarier-Rankings Hochkonjunktur. Den Auftakt zu einer Kandidatenrangliste aus Verbandssicht macht Anfang Jahr der Schweizerische Gewerbeverband. Er wertete das Abstimmungsverhalten entlang der Verbandsgrundsätze aus. Resultat: Kandidaten von SVP und FDP landeten auf den vorderen Plätzen. **Sindy Schmiegel**, eine Sprecherin der Swiss Bankers Association (SBA), betonte kurz darauf in einem Interview, die SVP sei «bei zentralen Finanzplatzfragen keine Wirtschaftspartei mehr». Mittlerweile hat auch der Verband der Berner KMU-Wirtschaft eine recht ausgewogene Plattform ins Internet gestellt, auf der Wähler ihre Positionen mit jenen des Verbandes und jenen der Kandidaten vergleichen können. «Il faut cultiver notre jardin», sagte sich auch der Gärtnerverband Jardinsuisse. Er empfiehlt im Internet jene Kandidaten, die sich Jardinsuisse gegenüber zu KMU-freundlicher Politik verpflichten, auf einer eigenen Website zur Wahl. Die Empfohlenen werden grün umrandet und mit Sprüchen wie «Ein Garten macht das Leben schön» (**Christoph Mörgeli**, SVP/ZH) oder «Berufsbildung fördert die grüne Branche» (**Hans-Ulrich Bigler**, FDP/ZH) abgebildet. Die «Bioknospe» für KMU-Freundlichkeit hat der Gärtnerverband aber auch einigen Kandidaten verliehen, die im Ranking des Gewerbeverbands weit abgeschlagen liegen. So beispielsweise **Rosmarie Quadranti** (BDP/ZH, Platz 101), **Josias Gasser** (GLP/GR, Platz 122), **Jürg Grossen** (GLP/BE, Platz 123) oder auch **Barbara Schmid-Federer** (CVP/ZH, Platz 130). (fsc)

Seit einigen Monaten ist **Guglielmo Brentel** nicht mehr Präsident des einflussreichen Verbands der Schweizer Hotellerie. Sein Nachfol-



Korrekt pariert: Mario Gattiker.



«Eine gute Sache»: Manuel Sager.

ger bei Hotelleriesuisse heisst **Andreas Züllig** (FDP) und leitet das Hotel «Schweizerhof» in Lenzerheide. Bei den letzten Nationalratswahlen trat er erfolglos für die Graubündner FDP an. Bereits vermuten erste Verbandsmitglieder, der Bündner wolle den Verband nach links lenken. Hintergrund: Auch Hotelleriesuisse will bei den Wahlen mitmischen und ein eigenes Ranking herausgeben. In dem fast publikationsreifen Entwurf hatte man alle SVP-Politiker von der Empfehlungsliste verbannt, da diese per definitionem nicht wirtschaftsfreundlich sein könnten. Nach internem Rumoren kommt man nun offenbar auf den Entscheid zurück. (fsc)

Giulio Haas, Botschafter in Teheran, lobte an einer Tagung in Zürich den Iran als Eldorado der nächsten Jahre. Die westliche Vorstellung, wonach der Iran zu den aggressivsten Ländern der Welt gehöre, werde sich bald ändern, gab er sich überzeugt. Die von Haas postulierte Stabilität ist allerdings eine Stabilität der eisernen Faust und der tiefen Kerker. Ein «iranischer Frühling» wurde bisher nur deshalb



«Keine Wirtschaftspartei»: Sindy Schmiegel.



Bei den Wahlen mitmischen: Andreas Züllig.

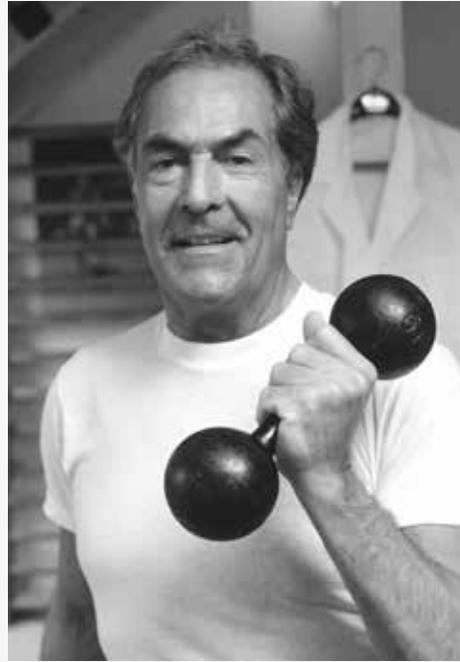


Im Schlafwagen nach Bern: Peter Keller.

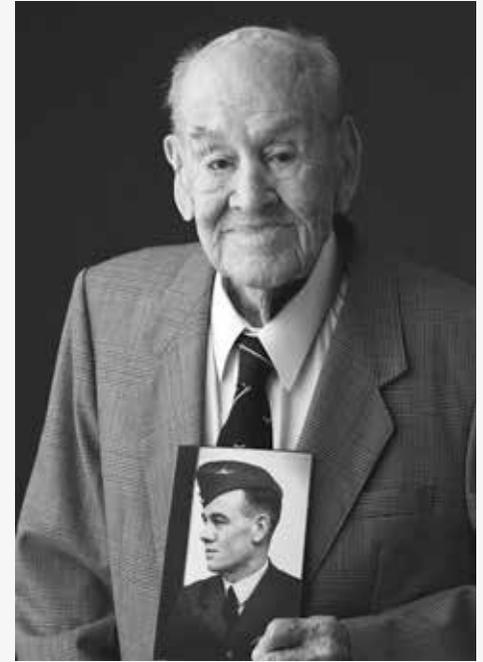
verhindert, weil er im Keim erstickt wurde. Auf Nachfrage der *Weltwoche*, ob sie die Powerpoint-Präsentation erhalten dürfe, um die Argumente von Haas im Detail zu studieren, meinte der Botschafter bloss: Er habe sie «vor einigen Tagen vernichtet». (ph)

Der Nidwaldner Nationalrat **Peter Keller** (SVP), der auch für die *Weltwoche* schreibt, hatte sich auf einen sehr ruhigen Wahlkampf eingestellt: weit und breit keine Konkurrenzpartei in Sicht, die einen Gegenkandidaten ins Rennen schicken mochte. Die Politik der ruhigen Hand hat im Kanton eine gewisse Tradition: Kellers Vorgänger im Amt, alt Nationalrat **Edi Engelberger** (FDP), hatte es sechzehn Jahre lang ohne nennenswerten politischen Gegner im Amt ausgehalten. Die Fahrt nach Bern im Schlafwagen schien auch für seinen Nachfolger so gut wie sicher, bis sich in letzter Minute doch noch Widerstand formierte: **Andreas Fagetti**, Autor der linken *Wochezeitung*, wohnhaft in Zürich, präsentiert sich den Nidwaldnern in letzter Minute als Alternative auf dem Stimmzettel. (fsc)

Nachruf



Prädikat Prominenz: John Schnell.



Abenteuerliche Flucht: Paul Royle.

Hans «John» Schnell (1928–2015) — Vielen Grossen der damaligen Welt hat er zwischen die Zähne geschaut. Er festete mit jener fein-bunten Gesellschaft, die dem Prädikat Prominenz noch gerecht wurde und die es in dieser Form heute nicht mehr gibt: Der deutsche Industrieadel um Gunter Sachs gehörte zu Schnells Bekanntenkreis ebenso wie die Reeder-Rivalen Stavros Niarchos und Aristoteles Onassis, Persiens Schah Reza Pahlevi, amerikanische Politiker, italienische Industrielle und einige Schöne und Reiche aus der Schweiz. Der Zahnarzt aus Zürich, den alle John nannten, war ein Mitspieler jenes gesellschaftlichen Zirkels, der sich vornehmlich im Dreieck Sylt, St-Tropez und St.Moritz abfeierte. Es war die Zeit, als Europas Zeitschriftenleser den Begriff *Playboy* kennenlernten. John Schnell begegnete diesen Kreisen erstmals als Student, der sich das billigste Zimmer des «Palace»-Hotels aussuchte, um Skiferien in St.Moritz zu verbringen. Bald fühlte er sich seinen Festfreunden auch beruflich verpflichtet. Gegen den Willen der Bürokraten setzte er die Zulassung der ersten Dentalhygienikerinnen des Landes durch.

Er war ein überaus stilvoller Mann, gutaussehend, gebildet, gewandt in Ausdruck und Auftreten, und ein Mensch, der nie ein schlechtes Wort über andere vernehmen liess. Mit über achtzig Jahren verblüffte der bekennende Junggeselle seine Umgebung durch die Heirat mit Christine Vögeli. Schnell starb in Zürich nach langem, mit unverhohlenem Ärger ertragenem Krebsleiden. *Guido Tognoni*

Paul Royle (1914–2015) – Der Mann war ein Wühler. Der australische Bergbauarbeiter Paul Royle flüchtete am 24.März 1944 mit 75 Kameraden aus dem Kriegsgefangenenlager Stalag Luft III in Schlesien, wo Piloten interniert waren. Er wollte sich in die Schweiz durchschlagen, wurde aber nach zwei Nächten geschnappt und ins Lager zurückgebracht. Filmregisseur John Sturges inszenierte 1963 diese abenteuerliche Episode in der Produktion «The Great Escape» mit Steve McQueen in der Hauptrolle.

Royle, der Buddler, kannte keinerlei klaustrophobische Ängste und war darum prädestiniert, mitzuhelfen, die drei Fluchttunnels aus dem Lager zu graben. Ein hirn-rissiges Unterfangen: Die Gänge mussten unentdeckt bleiben, und das ausgegrabene Erdgut war im Lager unauffällig zu tarnen. Ihm war es das Risiko wert, denn er sass schon lange Zeit in Gefangenschaft. Nach einer Schnellbleiche zum Kampfpilot wurde seine Maschine 1940 in Frankreich abgeschossen. Drei der Flüchtlinge schafften es in die Sicherheit nach Skandinavien, 50 wurden erschossen, der Rest überlebte die Folterungen im Lager bis zur Befreiung im Januar 1945 durch die Sowjets.

Paul Royle hasste den Film «The Great Escape», weil darin die Amerikaner die Helden sind, obgleich kein einziger Ami dabei war. Und Motorrad sei schon gar keins gefahren worden. Nun ist Royle im Alter von 101 Jahren gestorben. Jetzt hat der letzte Überlebende, ein 95-jähriger Engländer, keinen Kumpanen mehr, um die alten Erinnerungen aufzufrischen. *Rolf Hürzeler*

Abc des Unfreisinnns

Von Beat Gygi und Florian Schwab — Die FDP ist bei den Wählern im Aufschwung. Das sieht aus wie eine Erstarkung liberaler Kräfte. Bei näherem Hinsehen ist es damit nicht weit her.

Die freisinnige Partei der Schweiz, die «FDP. Die Liberalen», befindet sich in der Wählergunst im Aufschwung. Viele sehen sie als wiedererstarke liberale, wirtschaftsfreundliche Kraft mit weltoffenem Geist. Die Partei stellt auf ihrer Wahlplattform die Begriffe Freiheit, Gemeinsinn und Fortschritt ins Zentrum und schreibt dazu: «Auf diesen Werten basieren freisinnige Errungenschaften wie unsere liberale Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, Föderalismus, direkte Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, ein starker, aber schlanker Staat, das Milizsystem, ein gutes Bildungssystem und Weltoffenheit.» Die *Weltwoche* hat einige Punkte daraus und das Verhalten der Politiker näher angeschaut. Das Resultat ist ernüchternd. Bei vielen Gelegenheiten setzt sich die FDP nicht für einen schlanken Staat, nicht für Föderalismus, nicht für Rechtsstaatlichkeit und nicht für direkte Demokratie ein. Hier ein Abc des Unfreisinnns.

Asylpolitik — «Es gibt kein Asylchaos», hat FDP-Präsident Philipp Müller diese Woche im Gespräch mit Roger Schawinski gesagt. «Asylchaos stoppen!», so lautete dagegen der Titel eines FDP-Positionspapiers aus dem Jahr 2011. Dazu präsentierte die Partei damals ein Massnahmenpaket und hielt fest: «Wer die Debatte um das Bevölkerungswachstum und die hohe Einwanderung einfach als «Phantomdebatte» oder als «Wahlkampfgetöse» qualifiziert, setzt die Akzeptanz der schweizerischen Migrationspolitik in der Bevölkerung aufs Spiel.» 2011 gab es weniger Asylanträge als heute, aber heute ist die FDP offenbar ganz anders gepolt als vor vier Jahren. Nun findet sie sich in Einklang mit SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga und vielen anderen aus dem Mitte-links-Lager, die sich empören, wenn jemand die Durchsetzung von Rechtsstaatlichkeit und Asylrecht fordert.

Bevormundung — «Die Gesellschaft tendiert zu immer mehr staatlicher Kontrolle statt Eigenverantwortung.» Der Staat trete als Erzieher auf und mische sich mit zunehmenden Eingriffen ins Privat- und Wirtschaftsleben der Bürger ein, etwa bei Finanzen, Erziehung, Lebensgestaltung und Gesundheit. Mit diesen Sätzen macht die FDP in ihrem Programm klar, dass für sie die zunehmende Bevormundung der Bürger unannehmbar sei. Sie fordert eine Kultur der Eigenverantwortung statt der Überregulierung. Das wirkt einleuchtend.

Aber warum hat die FDP-Fraktion Ende 2011 bei der Beratung des Gesetzesmolochs «Via sicura» nicht daran gedacht? Damals wehrte sich im Nationalrat nur die SVP dagegen, den ganzen Wust von Sicherheits- und Kriminalisierungsmassnahmen für den Strassenverkehr in ein neues Gesetz zu pressen, das in den Büros von Bundesrätin Doris Leuthards Departement ausgedacht worden war. Die Abstimmung zu Beginn der Beratungen machte den Weg frei: Sozialdemokraten, FDP, Grüne, Grünliberale und CVP waren bereit, über neue Regulierungen zu reden und neue Gesetze daraus zu machen. Fast alle anwesenden Nationalräte der FDP waren damals für das Eintreten auf diese Vorlage. Nur die Kolleginnen und Kollegen der SVP hielten es für unsinnig, Kindersitzpflichten zu erlassen, Geltungsfristen von Führerausweisen einzuschränken oder Verkehrsvergehen zu kriminalisieren, aber sie waren in der Minderzahl.

Chemie im Essen — Im Lebensmittelgesetz geht es unter anderem um Chemie in Lebensmitteln, und dieses Gesetz hat soeben Aufsehen erregt, weil eine Schätzung der Regulierungskosten erschreckende Resultate gebracht hat. Das nicht besonders staatskritische Büro Bass hat im Auftrag von Bundesbehörden Kosten und Nutzen des 2013 revidierten Lebensmittelgesetzes untersucht. Die Belastungen für die Wirtschaft wurden auf einen einmaligen Betrag von etwa 270 Millionen Franken und jährlich wiederkehrende Kosten von 46 Millionen Franken veranschlagt. Hinzu kommen staatliche Aufwendungen von jährlich gegen 20 Millionen Franken. Der Nutzen dagegen ist schwierig zu sehen. Die grösste Motivation dürfte die Regulierungslust von Verwaltung

«Asylchaos stoppen!», so lautete der Titel eines Positionspapiers der FDP aus dem Jahr 2011.

und Politikern gewesen sein. Bei der Revision 2013 stand die Harmonisierung mit dem EU-Recht im Zentrum. Schon bei der Eintretensdebatte wurde kritisiert, dass dieses Gesetz zum schädlichen Moloche werde. Aber 28 FDP-Nationalräte stimmten für die Behandlung. Nur drei (Markus Hutter, Filippo Leutenegger, Ruedi Noser) sagten nein zum Vorhaben, dies zusammen mit der ganzen SVP-Fraktion, die das Projekt für unsinnig hielt.



Verbote und Regulierungen statt freier Markt:

Delamuraz — Die Historiker schreiben die Geschichte nicht mehr mit grossen Männern, also auch nicht mit kleinen. Sonst wäre festzuhalten: FDP-Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz (1984–1998) sorgte dafür, dass die Bundesversammlung 1984 überraschend Elisabeth Kopp wählte statt Bruno Hunziker, den seine Partei eigentlich wünschte – der Waadtländer Sonnenkönig brachte die welschen Freisinnigen gegen Hunziker auf, weil er mit ihm im Bundesrat nicht das Volkswirtschaftsdepartement bekommen hätte. Und als Volkswirtschaftsminister ohne Sachverstand stellte er sich gegen seinen Staatssekretär Franz Blankart (FDP), stimmte mangels Englischkenntnissen und Stehvermögen in der entscheidenden Sitzung einem schlechten EWR-Vertrag zu, trieb



Bundesrat Schneider-Ammann (r.) und Kantonalpräsident Beat Walti eröffnen am 26. August den FDP-Wahlkampf.

das EU-Beitrittsgesuch voran und schimpfte nach dem Nein zum EWR-Beitritt mit dem Volk. Wer die Geschichte aufgrund des Wirkens einzelner Männer schreiben wollte, könnte also den Niedergang der FDP allein mit jenem von Jean-Pascal Delamuraz erklären.

Energiepolitik — Heute kritisieren bürgerliche Parteien die Energiestrategie 2050 des Bundes, die Bundesrätin Doris Leuthard kurz nach der Erdbeben- und Tsunami-Katastrophe im japanischen Fukushima 2011 mehr oder weniger in Nachahmung der sogenannten Energiewende in Deutschland auf den Weg gebracht hatte. Kern der Vorlage ist der Verzicht auf Atomenergie in Zukunft sowie die Subventionierung der neuen erneuerba-

ren oder «sauberen» Energie. Leuthard hat einen riesigen Werkzeugkasten mit finanziellen Anreizen, Subventionen, Geboten und Verboten zur Verfügung gestellt erhalten, um die Energiemärkte in die «richtige» Richtung zu lenken. Die FDP hat mitgeholfen, ihr diesen riesigen Werkzeugkasten zu überlassen. Hätte sich die Fraktion bei der Aufnahme der Beratungen im Parlament klar gegen eine Debatte dieses Themas gestellt, hätte sie dies versuchen können. Aber in der Abstimmung im Nationalrat im Dezember 2014 über das erste Massnahmenpaket waren 55 Stimmen aus der SVP die einzigen, die gegen das Eintreten auf die Vorlage standen, die FDP stimmte mit ihren 26 Leuten für die Diskussion der Energie-Planwirtschaft.

Frauenquote — Seit etwa zehn Jahren arbeitet das Parlament an der Revision des Aktienrechts. Seinerzeit im Jahr 2005 hatte man die Reform begonnen, um die Stellung der Aktionäre in ihren Unternehmen zu stärken, aber seither hat es schon zwei riesige Umwege gegeben. Nach 2008 liessen sich die Politiker von der allgemeinen Empörung über hohe Managergehälter ablenken, sie richteten die ganze Vorlage stark auf die Entlohnungsfrage aus, auch weil damals Thomas Minder mit seiner Initiative gegen «Abzockerei» aufgetaucht war. Die Minder-Initiative wurde angenommen, und dann geriet das Parlament ab 2011 in den Bann der Geschlechterfrage. Frauenförderung und Frauenquoten wurden zum Hauptthema. Der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse erliess als

Der freisinnige Rockstar

Philipp Müller machte als harter Migrationspolitiker Karriere. Heute verlangt er von einem zweiten SVP-Bundesratskandidaten ein Bekenntnis zur Personenfreizügigkeit. Von Peter Keller



Abrupter Positionswechsel: Philipp Müller.

Weisse und blaue Ballone prasselten auf die rund 1500 Freisinnigen nieder. Parteipräsident Philipp Müller fühlte sich «ein bisschen wie Mick Jagger». Vor ein paar Wochen feierte eine selbstbewusste FDP sich selber in der Stadthalle Sursee.

Alle Prognosen und die letzten kantonalen Wahlen deuten auf einen Wahlerfolg hin. Der Turnaround scheint geschafft: eine spezielle Genugtuung für Philipp Müller. Der Verlegenheitspräsident wird zum Rockstar der FDP – wenigstens vorübergehend. Bis heute fremdelt der elitäre Kern der Freisinnigen mit dem hemdsärmeligen Gipsermeister aus dem Aargau. Aber nichts ist süsser als der Erfolg, und auf den musste die FDP lange genug verzichten. Bei den letzten Wahlen 2011 war die Partei nochmals abgerutscht auf rekordtiefe 15,1 Prozent Wähleranteil.

Das Grounding stand kurz bevor, und nur weil die SVP das Spiel der Linken nicht mitmachte, konnte die FDP ihre beiden Bundesratssitze halten. Ein halbes Jahr später räumte der Tessiner Jurist Fulvio Pelli das Präsidium. Ausser Philipp Müller bewarb sich kein nationales Kaliber um den Posten, und so wurde schliesslich ein Mann zum Parteichef gewählt, der lange als interner Querschläger von sich reden machte: Er

höhnte über die Parteispitze («Kein Konzept», «Zu abgehoben», «Zu staatsgläubig») und schimpfte über Wirtschaftsbosse («Geldsäcke», «Arschlöcher»).

«Schweiz hat ein Mengenproblem»

Karriere machte Müller jedoch als scharfer Migrationspolitiker. 1997 wird er Aargauer Grossrat. Da hatte der Reinacher schon eine Volksinitiative ausgeheckt, die ihm den Sprung auf die nationale Politbühne beschern sollte: «Der Bund sorgt dafür, dass der Anteil der ausländischen Wohnbevölkerung der Schweiz achtzehn Prozent nicht übersteigt.» Als die Vorlage im Jahr 2000 an die Urne kam, betrug die Quote bereits 19,3 Prozent. Müller bleibt am Thema. In der *Schweizerzeit* schreibt er, die jahrelange «Masseneinwanderung» (!) räche sich jetzt bitter, bei jedem zweiten Arbeitslosen handle es sich heute um einen Ausländer.

2002 (Ausländeranteil: 19,9 Prozent) gründet er zusammen mit dem als SVP-Hardliner titulierten Ulrich Schlüer ein parteiunabhängiges Informationskomitee (Pikom). Die Schweiz habe ein «Mengenproblem». Damals wanderten jährlich etwa 40 000 Personen neu in die Schweiz ein. Inzwischen sind es rund 80 000.

Im Wahljahr 2003 wehrt sich Müller in ganzseitigen Inseraten gegen die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf die zehn neuen EU-Oststaaten. Die Wirtschaft erpresse die Bevölkerung mit «falschen Behauptungen». Und er warnt vor steigender Arbeitslosigkeit und dem Ausbluten der Sozialwerke. Der FDP-Schreck wird fulminant in den Nationalrat gewählt – mit vielen Panachierstimmen aus der SVP. Dann erfolgt sein abrupter Positionswechsel. Schon 2005 behauptet er: «Nach 2010 wird die Gesamtbevölkerung nicht mehr wachsen – trotz Freizügigkeit.» Damals wohnten 7,415 Millionen Menschen in der Schweiz.

Mittlerweile leben 8,237 Millionen Menschen in der Schweiz, bei einem Ausländeranteil von fast 25 Prozent. Die Zuwanderung ist ungebrochen. Vom ehemaligen Migrations skeptiker Müller ist nichts mehr geblieben. Für die kommende Bundesratswahl gibt er schon jetzt den Tarif durch: Es werde nur ein SVP-Kandidat unterstützt, der hinter der Personenfreizügigkeit stehe.

freiwillige Vorgabe die Regel, dass im Verwaltungsrat kotierter Firmen mindestens eine Frau sein müsse, und der Bundesrat schlägt in der jüngsten Aktienrechtsvariante eine Frauenquote von mindestens 30 Prozent in Verwaltungsrat wie auch Geschäftsleitung vor. Die FDP stellt sich gegen Quoten, aber 2012 traten FDP-Exponentinnen wie Carmen Walker Späh, Christa Markwalder oder Claudine Esseiva mit der Forderung einer 30-Prozent-Frauenquote auf – zuerst für die öffentliche Verwaltung und bundesnahe Betriebe, später für die Wirtschaft. Damit ist die FDP am Frauenflügel nah bei den Sozialdemokraten, die früher schon schärfere Quotenvorgaben gefordert hatten.

Gewerkschaften — «Wir kämpfen für die Freiheitliche Ausgestaltung des Arbeitsrechts. Je flexibler die arbeitsrechtlichen Regelungen, desto eher schaffen Unternehmen neue Stellen.» Dieser Satz steht im Programm der FDP, aber FDP-Bundesrat Johann Schneider-Ammann hat seit 2010 etwa zwei Dutzend Gesamtarbeitsverträge zwischen Arbeitgeberorganisationen und Gewerkschaften für allgemeinverbindlich erklärt – dies allein auf nationaler Ebene. Hinzu kommen über fünfzig Allgemeinverbindlichkeitserklärungen in den Kantonen. So wird die vertragliche Beziehung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer durch Gesamtarbeitsverträge staatlich mehr und mehr uniform gemacht. Die Gewerkschaften werden laufend stärker. Bisher hatte die Schweiz einen viel freieren Arbeitsmarkt als die anderen europäischen Länder und deshalb mehr Motivation in den Belegschaften und weniger Arbeitslosigkeit. Dieser Spielraum nimmt nun ab, und administriert wird das Ganze zuoberst von einem freisinnigen Bundesrat, ohne dass dieser sich gross darüber aufregt.

Hochpreisinsel — Im August 2011 fiel der Euro-Franken-Kurs kurzfristig auf eins zu eins, im September hat dann die Nationalbank eine Kursuntergrenze von Fr. 1.20 erlassen. In der Schweizer Wirtschaft und Politik beherrschte das Thema «Hochpreisinsel Schweiz» die Debatten, laut klagte man darüber, dass die Wechselkursveränderungen nicht an die Schweizer Konsumenten weitergegeben würden. Was taten Politiker, die unter Handlungsdruck standen? Bundesverwaltung und Parlament nahmen die damals laufende Revision des Kartellgesetzes zur Hand und bogen diese kurzerhand so zurecht, dass sie dem Publikum als Massnahmenpaket gegen die Frankenstärke verkauft werden konnte. Allen voran ging der Bundesrat mit Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann, der das Kartellgesetz mit einem Verbot von speziellen vertraglichen Abmachungen zwischen Herstellern und Händlern versah. Dieses Teilkartellverbot war wie ein Holzhammer, der demonstrieren sollte, dass man gewillt war, mit voller Wucht auf hohe

Preise einzuschlagen und Vertriebskanäle zu zerstören. Dass damit auch die Vertragsfreiheit und Geschäftsmodelle kaputtgemacht würden, kümmerte die meisten Politiker in ihrem Eifer wenig. Das linke Lager wollte dann sogar noch eine Art Lieferpflicht für ausländische Anbieter zu Auslandpreisen einbauen. Die Vorlage war damit so überladen, dass der Nationalrat im September 2014 gar nicht mehr darauf eintreten wollte – zum Glück für die Unternehmen und Bürger, die damit einer neuen Gängelung und Geldbelastung entgingen. Die Nationalräte der Sozialdemokraten und der FDP, unter ihnen Parteipräsident Philipp Müller, hätten sich allerdings mehrheitlich gerne der Beratung dieses Monsters angenommen, lediglich die SVP-Fraktion lehnte dies geschlossen ab und trug so erfolgreich zu dessen «Abschuss» bei.

Innovation — Die Freisinnigen sind gegen eine Industriepolitik, bei der Firmen direkt mit Geld unterstützt werden. Was sie anstreben, sind «wirtschaftlich optimale» Rahmenbedingungen für Forschung und Entwicklung. Ein nationaler Innovationspark, wie er kürzlich im Parlament beschlossen wurde, erscheint weniger verhänglich, er eignet sich nach Ansicht der FDP, um den Austausch zwischen Forschung und Wirtschaft zu verbessern. Der Haken an dieser Sache zeigte sich allerdings erst während der Beratungen im Nationalrat. Im Zusammenhang mit dem Gelände auf dem Flugplatz Dübendorf ist vorgesehen, dass dieses kostenlos vom Staat zur Verfügung gestellt wird und die Baurechtszinsen als Erträge an den Innovationspark fließen, also im Prinzip neue Forschungssubventionen darstellen. In der Beratung hat sich praktisch nur die SVP daran gestört, die FDP-Politiker haben für diese Geldinfusion gestimmt.

Prävention — Der freie Bürger lässt das Rauchen, trinkt kaum Alkohol, isst wenig Salz, Fett und Zucker, schützt sich vor Sonnenbrand im Solarium und hält sich von süchtig machendem Spielen oder dem Internet fern. Und wenn es der freie Bürger nicht aus eigener Einsicht tut, drängt ihn der strenge Staat dazu: mit Steuern oder Verboten, mit Kampagnen fürs Publikum oder «Empfehlungen» für die Industrie – selbst wenn sie, wie beim Salz, das angeblich dem Herz schadet, auf widerlegten Studien beruhen. Diese unliberalen Umtriebe verdanken die freien Schweizer vorwiegend (angeblich) Liberalen: Bundesrat Pascal Couchepin (FDP), der ab 2003 Thomas Zeltner als Direktor des Bundesamts für Gesundheit ein Präventionsgesetz ausarbeiten liess, obwohl es die Bundesverfassung von 1999 ausdrücklich nicht vorsieht. Amtsdirektor Pascal Strupler (FDP), der unter seinem neuen Chef Alain Berset (nein, nicht FDP) die Bevormundung der Bürger getreulich weitertreibt. Und vor allem Ständerat Felix Gutzwiller (FDP), der als Professor für

Wirtschaftsminister

Ein Herz fürs Kollektive

Bundesrat Johann Schneider-Ammann ist vom liberalen Kurs abgekommen und bremst die Freiheit auf den Arbeitsmärkten, statt sie zu fördern. Von Beat Gygi

Der aus der Industrie stammende Johann Schneider-Ammann (Jahrgang 1952) wurde 1999 in den Nationalrat gewählt und ist damit auch Politiker geworden, aber die grösseren Schritte zur Profilierung in der breiten Öffentlichkeit gelangen ihm als Präsident des Branchenverbandes der Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie Swissmem. In seiner Zeit als Verbandspräsident, die 1999 begann und 2010 mit der Wahl zum Bundesrat endete, verstand er es immer wieder, die Industrie in vorteilhaften Kontrast zum Finanzsektor zu setzen. Zunächst lehnte sich Schneider-Ammann 2006 mit Swissmem gegen den Wirtschaftsdachverband Economiesuisse auf, weil er die Interessen der Industrie in der Organisation zu wenig berücksichtigt sah. Nach einem provisorischen Austritt kehrte der Maschinenverband bald unter das Economiesuisse-Dach zurück, nachdem Anpassungen zugesichert worden waren.

2007 startete Schneider-Ammann die Serie des jährlichen Industrietags, der jeweils über tausend Besucher anzieht. Bei der ersten Austragung zelebrierte er gekonnt die Bescheidenheit und Rechtschaffenheit der Industrie, indem er sie als Gegenstück zur hochbezahlten und abgehobenen Bankenwelt präsentierte und damit ein entsprechendes Wir-Gefühl erzeugte. Ein Jahr später war die Finanzkrise da, und am Industrietag fühlte man sich in der Kritik am Finanzwesen bestätigt, das damals Hilfe vom Staat brauchte. Igemässigt passt es gut, dass Schneider-Ammann in seinem engeren Kreis etwas altertümlich Hannes genannt wird, und er selber betont immer wieder seinen industriellen Hintergrund. Nach seiner Ausbildung als Elektroingenieur an der ETH hatte er zunächst bei Oerlikon-Bührle gearbeitet, 1981 trat er ins Unternehmen der Familie seiner Frau ein, die auf Baumaschinen spezialisierte Ammann-Gruppe in Langenthal, deren Führung er dann übernahm. Hinzu kamen etliche Verwaltungsratsmandate. Während seiner Zeit als Nationalrat, Swissmem-Präsident und Industrieller wurde verschiedentlich kritisiert, er beschäftige sich mit zu vielen Dingen zu oberflächlich.

Seit er Bundesrat ist, kann Schneider-Ammann die Industriebelangen nicht mehr so deutlich vertreten wie früher, als er etwa



Zu viel, zu oberflächlich: Schneider-Ammann.

nach der Finanzkrise einen vorsorglichen Fonds für Industriekredite oder direkte finanzielle Unterstützung für angewandte Forschung und Entwicklung in Unternehmen gefordert hatte. In dieser Hinsicht hat er sich und wurde er zurückgehalten. Dafür ist er auf anderen Gebieten bisweilen vom liberalen Kurs abgekommen. In der langwierigen Revision des Kartellgesetzes vollführte sein Departement im Sommer 2011 eine Kehrtwendung, indem viele Arten von Absprachen über Vertriebskanäle plötzlich auf eine Verbotsliste kamen. Damit wollte der Bundesrat ein Mittel zur Bekämpfung der hohen Inlandpreise in Zeiten der Frankenstärke liefern. Das untaugliche Instrument kam nie zum Zug. Für die unternehmerische Freiheit noch gravierender sind die vielen unter ihm erlassenen Allgemeinverbindlichkeitserklärungen von Gesamtarbeitsverträgen. Damit erhalten Gewerkschaften zunehmend Möglichkeiten, die Löhne kollektiv auszuhandeln. Besonders gross war Schneider-Ammanns Nachgiebigkeit gegenüber der Gewerkschaftsseite, als er sich 2013 von der Unia dazu verleiten liess, ein Schlichtungsverfahren einzuleiten, das schliesslich zur Einführung von Mindestlöhnen in der Maschinenindustrie führte.

Die einfachste, schnellste und effizienteste Kundenbindung für Unternehmer

Pazdeal.com

Ab 900 CHF im Jahr (75 CHF p/M)

Mit Pazdeal steigern Sie Ihren Umsatz

nicht nur mit Ihren bestehenden Kunden, sondern gewinnen auch ständig neue dazu. Auf Knopfdruck verschicken Sie Ihre Angebote gleichzeitig über Email, soziale Medien sowie Pushnachrichten, direkt an Ihre Kunden.

➔ **Angebotstext eingeben**

➔ **Bild dazu hochladen**

➔ **Start- und Enddatum eingeben**

senden 

Verlangen Sie jetzt eine unverbindliche Beratung und Offerte über kontakt@diemarktpartner.ch oder registrieren Sie sich für ein **unverbindliches Probeabo** bei www.pazdeal.com

Laden Sie sich kostenlos Ihre Pazdeal App für iOS und Android auf Ihr Smartphone.



Exklusiv Vertrieb über:



DIE MARKTPARTNER

Die Marktpartner – Bastianelli & Stutzmann,
8912 Obfelden
www.diemarktpartner.ch



Unliberale Umtriebe: Monika Weber, Jean-Pascal Delamuraz, 1992.

Präventivmedizin nicht dem mündigen Bürger vertraut. Übrigens: Das Präventionsgesetz scheiterte 2012 ganz knapp im Parlament, den Kampf dagegen führten vor allem Gewerbevertreter aus der CVP – die letzten Liberalen.

Renten — Die FDP spricht sich für eine stabil finanzierte Altersvorsorge aus und fordert Reformen der ersten und der zweiten Säule, die ja beide darunter leiden, dass langfristig viel mehr an Rentner ausbezahlt wird, als von den Jüngeren an Einnahmen zu erwarten ist. 2014 hat Bundesrat Alain Berset ein umfassendes Reformpaket vorgelegt, das bei der AHV darauf abzielt, die Finanzierungslücke primär durch eine Erhöhung der Mehrwertsteuer zu schliessen: Mehr als ein Steuerprozent soll also für die AHV abgezweigt werden. Die FDP meinte damals dazu: «Ausgabenkürzungen und Mehreinnahmen sollen in der Reform ausgewogen sein. Keine wuchtige 2-Prozent-Erhöhung der Mehrwertsteuer zugunsten des Sozialstaates.» Das tönt ziemlich unverbindlich. Und als sich kürzlich die Sozialkommission des Ständerats der Berset-Reform annahm und sie ein wenig abänderte, indem sie das Mehrwertsteuer-Plus auf einen Prozentpunkt reduzierte, aber dafür etwas höhere Lohnbeiträge und Rentenzahlungen vorsah, sagte die FDP nicht viel dazu – ganz im Gegensatz zum empörten Gewerbeverband oder zur SVP. Auf dem Berset-Weg werden die Probleme allerdings nur übertüncht, was die Jungen und die Konsumenten zunehmend belastet. Dass sich die in der Sozialkommission sitzenden FDP-Ständeräte und sozialpolitischen Autoritäten Christine Egerszegi und Felix Gutzwiller nicht gerade energisch für die liberale Position gewehrt haben, passt

aber ins Bild. Vor allem Egerszegi zählt seit je zum sozialdemokratischen Flügel der FDP und ist immer wieder für eine Umverteilung nach linker Art zu haben gewesen.

Überwachung — Wer in der FDP eine Bastion gegen staatliche Überwachung und ausgedehnte Kompetenzen des Sicherheitsapparats vermutet, wird regelmässig enttäuscht. In diesem Jahr behandelte das Parlament gleich zwei Vorlagen aus dem Bereich Justiz und innere Sicherheit. In der letzten Session stimmte der Nationalrat über das Bundesgesetz betreffend die Überwachung des Post- und Fernmeldeverkehrs (Büpf) ab. Ein furioses Plädoyer gegen den Datenhunger hielt Lukas Reimann (SVP), der das «in Gesetz gegossene Misstrauen» des Staates gegen seine Bürger anprangerte. Die FDP stimmte mit 24 von 27 Stimmen geschlossen für das Schnüffelgesetz. Die einzige Neinstimme aus der Partei kam von Ruedi Noser. Das Nachrichtendienstgesetz hiess die FDP gar einstimmig gut.

Zentralisierung — Die Unternehmenssteuerreform III soll dafür sorgen, dass die steuerlichen Regelungen in der Schweiz, vor allem jene der Kantone, so verändert werden, dass sich die Hochsteuerländer aus EU, OECD oder G-20 nicht mehr daran stören. Der Bundesrat will im Vorschlag zur Unternehmenssteuerreform – zum Teil in vorausseilendem Gehorsam – die Besteuerung so einschränken, dass sie international auf Anklang stossen soll. Die damit verbundene Abwanderung von Firmen dürfte zu Mindereinnahmen bei den Kantonen führen, und deshalb ist in der Bundesreform vorgesehen, dass der Bund den Kantonen unter die Arme greift. Die Vernehm-

lassung zu dieser Vorlage hat grundlegende Unterschiede zwischen der FDP und der SVP aufgezeigt. Die FDP findet es in Ordnung, wenn der Bund den Kantonen von oben her mit Finanzausschüssen Lücken schliessen hilft. Dies führt allerdings zu einer weiteren Zentralisierung des Schweizer Steuersystems, weil es eine Vermischung der Zuständigkeiten zwischen Bund und Kantonen gibt. Die SVP dagegen wehrt sich in ihrer Vernehmlassungsantwort gegen die Schwächung des Föderalismus durch Umverteilung von oben nach unten.

Zwangssparen — Eigentlich wollten die Bürgerlichen dem radikal linken Volksbegehren einer «echten Volksrente» einen Riegel schieben. Das mit rund 15 Prozent Ja-Stimmen kläglich gescheiterte Volksbegehren der Partei der Arbeit (PdA) konterten sie 1972 mit einem Gegenvorschlag: dem Verfassungsartikel über das Drei-Säulen-System in der Altersvorsorge. Kernstück: Die berufliche Altersvorsorge, also die Pensionskassen. Im Gegensatz zur AHV sollte die zweite Säule dem individuellen, privaten Vermögensaufbau dienen und keine Umverteilungseffekte beinhalten. Doch unter Mitwirkung der FDP warf das Parlament schrittweise die guten Vorsätze über Bord und liess eine immer stärkere staatliche Dominanz in der zweiten Säule zu. Ein folgenreicher Fehler war im Jahr 2003 die Festschreibung des Mindestumwandlungssatzes im Gesetz, was später die Senkung desselben verunmöglichen sollte. In der Schlussabstimmung hatte Innenministerin Ruth Dreifuss (SP) die FDP fest auf ihrer Seite. Wie in allen staatlich dominierten Bereichen wurde die Regulierung

Die FDP stimmte mit 24 von 27 Stimmen geschlossen für das Schnüffelgesetz.

mit der Zeit immer dichter. In den letzten zehn Jahren ging die Zahl der Vorsorgeeinrichtungen um einen Drittel zurück. Weil das regulatorische Dickicht gar dem Bundesrat zu undurchdringlich wurde, setzte er 2012 eine jährlich fünf Millionen Franken teure Oberaufsichtskommission über die Pensionskassen ein. An der Spitze der Behörde, welche die heutige Vorsorge-Planwirtschaft überwacht, thront FDP-Mann Pierre Triponez. Vorstösse der FDP zur Liberalisierung des Systems sucht man in den Annalen des Parlaments vergebens. Die Forderung nach einer freien Pensionskassenwahl erhob jüngst Thomas Aeschi (SVP), jene nach einer Bereinigung des BVG-Systems um die politische Festlegung von eigentlich ökonomisch vorgegebenen Grössen wie dem Zins und dem Umwandlungssatz ist mit dem Namen von Toni Bortoluzzi (SVP) verknüpft.

Mitarbeit: Markus Schär

Aussenminister

Überzeugter Etatist

Der freisinnige Bundesrat Didier Burkhalter hilft in der Regierung wacker mit beim Ausbau des Steuer- und Lenkungsstaates. Von Hubert Mooser



Auf der Seite der Mehrheit: Burkhalter.

Keiner verkörpert den gegenwärtigen unentschlossenen Kurs der FDP besser als der Neuenburger Bundesrat Didier Burkhalter. Bezeichnend ist sein Eintrag bei Wikipedia: Burkhalter könne man weder zum linken noch zum rechten Parteiflügel zählen. Wahrscheinlich steht Burkhalter für Burkhalter – aber ganz genau weiss man das nicht, weil der Aussenminister selten Klartext spricht und sich oft um Entscheide drückt, wie etwa bei der Nominierung des neuen EU-Chefunterhändlers. Die Entscheidung für Jacques de Watterville und gegen seinen eigenen Staatssekretär Yves Rossier liess er sich von den anderen Bundesräten abnehmen. Das deckt sich mit den anhaltenden Gerüchten, Burkhalter schaue bei Beratungen im Bundesrat immer auf die Voten der anderen und schlage sich danach meist auf die Seite der Mehrheit.

Der Romand galt schon als potenzieller Bundesrat, als er noch in der Neuenburger Stadtexekutive sass. Die reale Wirtschaft kennt er primär vom Hörensagen, er hat sich als Parteifunktionär und Mandatsträger hochgedient. Nach seiner Wahl in die Landesregierung übernahm er das Departement des Innern und zögerte da notwendige Reformen der Altersvorsorge

hinaus, bis er sich 2012 ins gemütlichere Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) absetzen konnte. Sein damaliger Chef des Bundesamtes für Sozialversicherungen, Yves Rossier, unterstützte ihn damals mit der Entwarnung, die AHV stehe besser da als erwartet. Die FDP drängte dagegen zu rascheren Reformen. Burkhalter ist in bester Westschweizer Tradition ein überzeugter Etatist, der trotz dem FDP-Slogan «Weniger Staat» wacker mithilft, den Steuer- und Lenkungsstaat auszubauen, etwa in der Entwicklungshilfe, deren Ausgaben ungebremst wachsen.

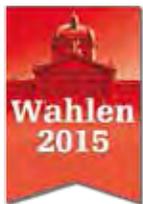
Mit dem anderen FDP-Bundesrat, Johann Schneider-Ammann, der den liberalen Geist der FDP etwas stärker verkörpert, verträgt sich Burkhalter nicht. Die jüngste AHV-Reform des Kollegen Alain Berset, eigentlich ein Ausbau des sozialistischen Bevormundungsstaates, unterstützte er im Bundesrat tatkräftig mit. Seine Partei lehnt den EU-Beitritt und mehr Staatsbürokratie ab, er selber will die Eidgenossenschaft institutionell näher an die EU heranführen und sie noch stärker in das bürokratische Brüsseler System integrieren.

Kotau vor dem Kaiser

Die Freisinnigen bezeichnen sich als Gralshüter der bilateralen Verträge mit der EU. Aber anstatt sich im Abstimmungskampf gegen die Masseneinwanderungsinitiative und für die bilateralen Verträge zu engagieren, machte der FDP-Aussenminister im Februar 2014 im fernen Japan lieber den Kotau vor Kaiser Akihito. Das ist die grosse Passion von Burkhalter – mit Gemahlin Friedrun in der Welt herumreisen, mit Staatsoberhäuptern plaudern und für Wahlvolk und Fotoalbum mit Kremlchef Wladimir Putin posieren. Seit seinem Jahr als Präsident der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) lässt er sich in der Schweiz von seinem Umfeld als Friedensstifter im Ukraine-Konflikt feiern und von Gefolgsleuten als künftigen Uno-Generalsekretär und Friedensnobelpreisträger ins Gespräch bringen. Das macht ihn beim Wahlvolk beliebt – auch wenn man nicht weiss, womit Burkhalter diese Zuwendung eigentlich verdient hat.

Freisinnige Hoffnungen

Von Markus Schär — Die Parteien im Wahlcheck: Nach einem Vierteljahrhundert des Niedergangs dürfte die FDP am 18. Oktober als strahlende Siegerin wieder zulegen. Ihre Fraktion tat allerdings in den letzten vier Jahren wenig, um sich das Vertrauen der Wähler zu verdienen – sie muss es erst noch rechtfertigen.



Eine «Richtungswahl» stehe am 18. Oktober an, «weil die Politik dieses Parlaments über Jahre nicht mehr dem entsprach, was der Bürger im Oktober 2011 wählte», sagte FDP-Präsident **Philipp Müller** im *Tages-Anzeiger*.

«Er wollte ein bürgerliches Parlament, er hat linke Politik erhalten. Das wollen wir ändern.»

Was Philipp Müller nicht sagt: Ob das neue Parlament die Weichen richtig stellt, kommt vor allem auf seine Partei an. Die Freisinnigen sanken bei den Wahlen vor vier Jahren auf ihr historisches Tief, obwohl sie seit 2009 mit den Westschweizer Liberalen zusammengehen. Das Fusionsprodukt «FDP. Die Liberalen» kam 2011 gerade mal auf einen Wähleranteil von 15,1 Prozent und damit auf 30 Nationalratssitze. Als die FDP 1979 für «Mehr Freiheit, weniger Staat» warb, stellte sie dank 24 Prozent noch 51 Nationalräte; mit den acht liberalen Volksvertretern brachte der Verbund also das doppelte Gewicht auf die Waage.

In den letzten vier Jahren taten die Freisinnigen wenig dagegen, dass die Regierung und das Parlament entgegen dem Wählerwillen nach links neigten – aber einiges dafür. Im Bundesrat schloss sich Didier Burkhalter gerne der Mehrheit um das sozialdemokratische Duo Berset/Sommaruga an. Und im Parlament setzte sich die FDP – wie eine aktuelle Studie des Berner Instituts Gfs zeigt – vor allem in der «Armenien-Allianz» durch, in der angeblichen «Koalition der Vernunft» mit den Farben der armenischen Flagge: FDP (Blau), CVP (Orange) und SP (Rot).

Besonders in der Migrationspolitik strebte der volksnahe FDP-Präsident zwar eine Zusammenarbeit auf der Rechten an. Der Erfolg hielt sich aber bisher in engen Grenzen, davon zeugt auch der Smartspider von 417 kandidierenden Freisinnigen. Philipp Müller kommt bei den Restriktionen in der Migrationspolitik auf 88 Prozent, einen Höchstwert in seiner Partei, bei Justiz und innerer Sicherheit auf 66 Prozent, weit über dem Durchschnitt. Die

Bernerin **Christa Markwalder** weist in der Migrationspolitik nur 29 Prozent aus, dafür bei der Öffnung in der Aussenpolitik einen Rekordwert von 92 Prozent: Auf die Frage, ob die Schweiz in den kommenden vier Jahren Beitrittsverhandlungen mit der EU aufnehmen solle, antwortete sie mit einem klaren Ja.

Leistungen

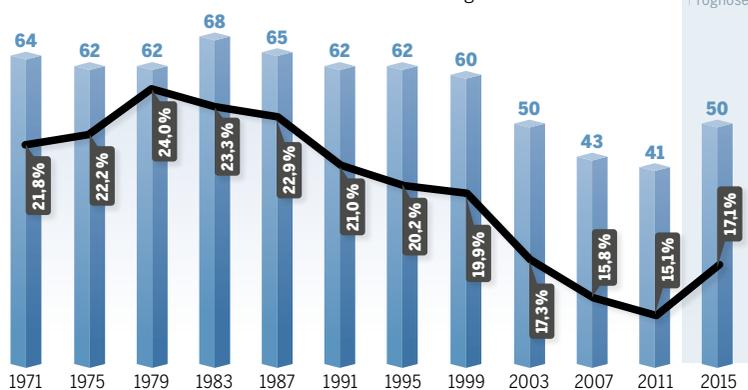
Die beiden Freisinnigen, die neben Philipp Müller das grösste Verdienst am absehbaren

Aufschwung haben, stehen nicht mehr zur Wahl. Der frühere Parteipräsident **Fulvio Pelli**, der die FDP aus der Mitte nach rechts rückte, zog sich schon Ende 2013 aus dem Nationalrat zurück. Und die Fraktionschefin **Gabi Huber**, dank der sich die Freisinnigen nicht mehr ganz jede Freiheit nahmen, tritt nicht mehr an. Daneben fehlen an markanten Köpfen **Filippo Leutenegger** (ZH) und **Laurent Favre** (NE), die in Exekutiven wechselten; ihre Nachfolger füllen die Lücken nicht. Vom verbleibenden Personal drängten sich bisher wenige für Führungsaufgaben auf.

Die Hoffnungen ruhen auf zwei Jungen, dem 35-jährigen Auserroder **Andrea Caroni**, der sich selbstbewusst in der ersten Legislatur für den Ständerat empfahl, und dem 34-jährigen Berner **Christian Wasserfallen**, der gerne sein Talent für parlamentarisches Pingpong beweist. Und natürlich auf dem ewig juvenilen Glarner **Ruedi Noser** aus Zürich. Er darf dank seiner Karriere vom Schulversager zum Erfolgsunternehmer seit je unter dem Freisinn verstehen, was immer er will.

Entwicklung der Parteistärke

Wähleranteil und Anzahl Sitze in der Bundesversammlung

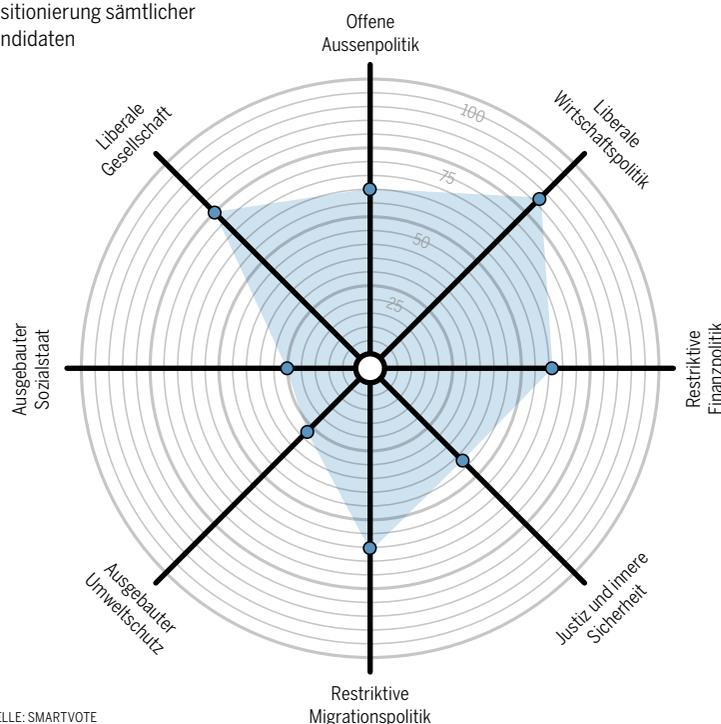


QUELLEN: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS), SRG-WAHLBAROMETER, WELTWOCH

Rückkehr aus dem historischen Tief.

FDP-Smartspider

Positionierung sämtlicher Kandidaten



QUELLE: SMARTVOTE

In Hochform, wenn es um special interests geht.

Enttäuschungen

Viele Freisinnige laufen nur zur Form auf, wenn es um ihre *special interests* geht, so der Zuger **Bruno Pezzatti** (Obstverband), der Luzerner **Peter Schilliger** (Gebäude-technik), der Freiburger **Jacques Bourgeois** (Bauernverband), der Genfer **Christian Lüscher** (Privatbanken) oder die Zürcherin **Doris Fiala** (Doris Fiala). Die welche Fraktion kurbelt daneben die Wirtschaft vor allem im Bundeshaus-Café «Vallotton» an.

Desolat stehen die Freisinnigen ausgerechnet im Kanton von Bundesrat Burkhalter da. Die beiden Neuenburger Nationalräte wechselten in die Regierung. Der nachrückende **Pierre-André Monnard** machte sich mit einem Finanzskandal als Stadtrat in La Chaux-de-Fonds unmöglich. Und die vor vier Jahren verdrängte **Sylvie Perrinjaquet** fiel bei der zweiten Chance nur auf,



Die Nachfolger füllen die Lücken nicht: Bundesräte Burkhalter und Schneider-Amman, Fraktionschefin Huber, Präsident Müller, Stadtrat Leutenegger (v. l.).

als sie mit ihrer Enthaltung die Abstimmung über die grüne Wirtschaft für die Linke entschied. Weil die SVP ebenfalls unter Skandalen leidet, kann die FDP die beiden freien Sitze vielleicht sogar halten – aber es drängt sich niemand dafür auf.

Versprechen

Mehr Liberale im Bundeshaus: Dafür könnte das Volk mit der richtigen Wahl schon sorgen, ohne dass die FDP weitere Mandate gewinne. In mehreren Kantonen liegen aber Sitzgewinne drin, im Thurgau sogar zwei. Und bei den hoffnungsvollen Anwärtern klafft eine weite Spanne: einerseits der 64-jährige Volkswirtschaftsdirektor **Kaspar Schläpfer**, der mit seinem Eifer für die Energiewende auch bei den Grünliberalen auffallen würde, andererseits die beiden Unternehmer **Christian Neuweiler**, Präsident der Industrie- und Handelskammer, und **Hermann Hess**, unter anderem Retter der schweizerischen Bodenseeflotte.

In Zürich führte ein Kandidat seinen Wahlkampf schon in der ersten Jahreshälfte: **Hans-Ulrich Bigler**, der Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbands (SGV), feierte mit seiner Kampagne gegen die Mediensteuer fast einen Sensationssieg. Er steht im Ruch, zur SVP zu neigen; im KMU-Rating des SGV liegen denn

auch acht SVP-Nationalräte vor dem ersten Freisinnigen (Christian Wasserfallen). Aber der kantige Kämpfer zeigt mit seinem Smartspider, dass er in der richtigen Partei ist: Als einer von wenigen Kandidierenden kommt er bei der liberalen Wirtschaftspolitik auf 100 Prozent.

Ebenfalls ein klares Profil haben einige Ständeratskandidaten, so der Urner Finanzdirektor **Josef Dittli**, der seinen Wahlsieg schon feiern

Wer am 18. Oktober Freisinnige wählt, muss darauf achten, in welche Richtung sie streben.

darf, und der Nidwaldner Baudirektor **Hans Wicki**, der den Christdemokraten erstmals seit 1848 den Sitz abnehmen könnte. Im Wallis tritt der Quereinsteiger **Pierre-Alain Griching** an, der nach der Metzgerlehre via Bank, Detailhandel und eigene Transportfirmen zum Chef der Weinhändlerin Provins aufstieg.

Dazu kommt in Solothurn die Gewerblerin **Marianne Meister**. Sie kann zwar die beiden bisherigen Ständeräte kaum gefährden, aber allenfalls auf der Nationalratsliste einen Sitz erobern. Und in Baselland dürfte **Christoph Buser**, Direktor der Wirtschaftskammer, kaum SP-Ständerat Claude Janiak rauswerfen, viel-

leicht aber FDP-Nationalrätin **Daniela Schneeberger**, die bisher bloss blieb. Dagegen leisten sich die Berner Freisinnigen mit der Lobbyistin **Claudine Esseiva** eine leichtgewichtige Spasskandidatur: Bei einem Erfolg wenigstens auf der Nationalratsliste, auf der sie ebenfalls steht, würde sie die Fraktion jener Freisinnigen verstärken, die nur ihre Mandate, also vor allem sich selber, vertreten.

Aussichten

Ob die Schweiz am 18. Oktober und vor allem danach, am 9. Dezember bei den Bundesratswahlen, eine Richtungswahl erlebt, entscheidet die FDP. Sie muss in der Bundesversammlung mindestens die neun Sitze zulegen, die ihr die Prognostiker voraussagen, und sie sollte diese Mandate der CVP, der BDP oder den Grünliberalen abnehmen, nicht der SVP, der sie in den meisten Kantonen vorläufig eine Zusammenarbeit verweigert. (Nach dem 18. Oktober stehen in einigen Kantonen für die zweiten Wahlgänge der Ständeräte dazu noch Diskussionen an.)

Vor allem aber muss die FDP eine Fraktion stellen, die sich geschlossen und beflissen für die Weichenstellung hin zu einer Politik im Sinn der Volksmehrheit einsetzt. Das heisst: Wer am 18. Oktober Freisinnige wählt, muss darauf achten, in welche Richtung sie streben. ○

Abstand halten!

Von Henryk M. Broder — Wenn es darauf ankommt, richten sich alle Blicke auf die Kanzlerin.



Die Bundesrepublik ist ein komplexes föderales System. Es gibt sechzehn Länder mit ebenso vielen Parlamenten, Regierungen und Ministerpräsidenten. Es gibt den Bundestag und den Bundesrat, den Bundespräsidenten, die Bundesregierung mit einem Kanzler beziehungsweise einer Kanzlerin an der Spitze. Die Gewaltenteilung zwischen der Legislative, der Exekutive und der Judikative funktioniert. Das Bundesverfassungsgericht hat keine Hemmungen, Gesetze, die von der Regierung und dem Parlament verabschiedet wurden, wenn nötig für verfassungswidrig zu erklären. Das kommt, zum Verdruss der Politiker, öfter vor. Dann gibt es noch die ständigen Konferenzen der Innenminister, Justizminister und Kultusminister der Länder, um «grenzüberschreitende» Massnahmen zu koordinieren, zum Beispiel die polizeiliche Zusammenarbeit von Ulm mit Neu-Ulm. Die eine Stadt liegt in Baden-Württemberg, die andere in Bayern, dazwischen fliesst die Donau.

Wenn es aber darauf ankommt, wenn etwas wirklich Relevantes gesagt, getan oder angeordnet werden muss, dann richten sich alle Blicke auf die Kanzlerin. Angela Merkel, obwohl von Natur aus eher sanft und zurückhaltend, entwickelt sich immer mehr zu einer Patriarchin, die im Notfall das Land auch allein regieren könnte. Nicht dass sie es möchte, aber man würde es ihr zutrauen. Sie hat die Energiewende durchgesetzt und dem Klimawandel den Kampf angesagt, Griechenland vor dem Zusammenbruch gerettet und auch sonst vieles zur Chefsache erklärt, was in einer Marktwirtschaft nicht einfach verordnet werden kann. Dazu gehört auch ihr Versprechen, dass bis 2020 eine Million Elektroautos in Deutschland unterwegs sein würden; derzeit sind es gerade 25 000. Und seit sich die fremdenfeindlichen Kundgebungen vor Flüchtlingsheimen häufen, fragt sich ganz Deutschland: «Wann wird die Kanzlerin endlich etwas dazu sagen?» Nun hat sie es getan. Sie gab den Deutschen einen Rat: «Folgen Sie denen nicht, die zu solchen Demonstrationen aufrufen. Zu oft sind Vorurteile, zu oft ist Kälte, ja sogar Hass in deren Herzen. Halten Sie Abstand!»

Da ging ein Seufzer der Erleichterung durch das Land. Jetzt können die Flüchtlinge kommen. Und alles wird gut.

Chronik einer Börsenwoche

Von Heinz Zimmermann — Die dramatischen Tage vor und nach dem «schwarzen Montag» und die Lehren, die jeder Anleger daraus ziehen kann.

Zum Glück gab es am Nachmittag des 20. August noch eine Sitzung des Anlagekomitees, in der man sich über die Bewertung der Aktienmärkte austauschen und taktische Sicherungsmassnahmen beschliessen konnte. Man war sich einig, dass die Aktienmärkte hoch und die Schwellenmärkte ganz besonders hoch bewertet sind, Letztere vor allem in Anbetracht der anzuwendenden Risikoprämien, über die man in der Wachstumseuphorie geflissentlich hinwegsieht. Der Professor im Ausschuss machte darauf aufmerksam, dass bei einer Dividendenrendite zwischen 2 und 2,5 Prozent selbst bei günstigen politischen Rahmenbedingungen ein Markt kaum eine Bewertung von mehr als zwanzig Jahresgewinnen rechtfertigt. Der Professor meinte, dass höheres Wachstum empirisch auch mit höheren Risiken verbunden und das Wachstum schon im Zeitpunkt der Investitionen grösstenteils eingepreist gewesen sei. Zudem habe sich die Euphorie gegenüber dem chinesischen Wachstumsmotor gelegt: Misstrauen gegenüber den Wachstumswahlen der Planer in Peking, eine Immobilienblase, verbunden mit einem gigantischen Kreditboom der staatlich kontrollierten Banken, die überraschende Abwertung des Yuan – alles Faktoren, die nicht euphorisch stimmen. Und bei anderen Schwellenmärkten drückt der Erdölpreis arg auf die Leistungsbilanz.

Nur nicht die Nerven verlieren

So kommt man überein, das schweizerische Aktienengagement gerade in diesem äusserst durchzogenen Börsenjahr nicht ungesichert zu lassen, denn die Schwankungsreserven sind minimal, und die Aufsichtsbehörde verfolgt die Situation akribisch. Man beschliesst: eine moderate Verlustbegrenzung (Stop-Loss) durch eine Reduktion der Aktienquote um 30 Prozent, sobald der SMI (Swiss-Market-Index) unter die psychologische Grenze von 9000 Punkten sinkt – gegenwärtig sei man noch bei komfortablen 9200. Das ist gut auf die vorhandene Schwankungsreserve abgestimmt. Sollte sich der Markt im doch eher unwahrscheinlichen Fall einer stärkeren Bewertungskorrektur wieder erholen, könne man über eine sukzessive Erhöhung der Aktienquote diskutieren, natürlich erst nach einer eingehenden Bestandesaufnahme und der Rückabsicherung mit dem externen Consultant.

Schon am Freitag nach der Sitzung eröffnet der SMI leicht unter der gesetzten Limite, was die am Vortag beschlossene Quotenreduktion auslöst, und der Index setzt die Talfahrt fort und schliesst tiefrot. *Conference call* des Komitees am Wochenende: Ja, die Zeichen stünden möglicherweise auf Sturm, man müsse wohl über eine weitere Absicherung nachdenken, wolle aber vorerst die Eröffnung der Börsen am Montag abwarten. Es kommt der Schock, der SMI eröffnet auf 8500. Der beigezogene Analyst rät, nicht die Nerven zu verlieren und die tiefe Bewertung als Chance zu sehen: Die Quote wird bei 8630 wieder auf 100 Prozent erhöht. Am Nachmittag stürzt der Markt auf unter 8200, *emergency call* des Präsidenten, denn die Schwankungsreserven sind nun weggeschmolzen. Man beschliesst eine sofortige Reduktion der Quote auf 30 Prozent, um weiteres Ungemach und Umtriebe mit der Behörde zu vermeiden. Am nächsten Tag ist die Stimmung freundlicher, der Index wieder über 8800, und der Consultant bestätigt, dass es völlig falsch wäre, den Trend gerade jetzt zu verpassen und die Quote von 70 Prozent nicht wiederherzustellen. Am Mittwoch wiederholt sich das Drama des Wochenbeginns: Absturz des SMI auf fast 8500, und der Präsident entscheidet eigenmächtig, die Quote sogleich wieder auf



30 Prozent herabzusetzen, bis sich eine Stabilisierung des Marktes während mindestens eines Tages abzeichne. Bereits am nächsten Tag eröffnet der Markt deutlich im Plus und ist sehr stabil, ebenso am Freitag, was zum Konsens führt, die Quote wieder auf 100 Prozent anzuheben.

Ergebnis des taktischen Kraftaktes: ein Minus von etwas über 9 Prozent. Aber der Markt ist im gleichen Zeitraum um 4,5 Prozent gefallen: Der Professor hätte wissen müssen, dass sich Aktivismus selten auszahlt, insbesondere nicht, wenn Entscheidungen von Komitees gefällt werden und in einem schwierigen Marktumfeld umzusetzen sind. Man sollte auch wissen, dass die Spanne zwischen dem täglichen Höchst und Tiefst eines Index bei durchschnittlich 1,3 Prozent liegt, während sich Eröffnung und Schlussstand im Mittelwert um lediglich 0,7 Prozent unterscheiden. Daraus kann jeder Anleger seine Lehre ziehen: Die meisten von uns führen ein ruhigeres Leben ohne schlechtere Performance, wenn man nur bei der Eröffnung und beim Schluss der Märkte einen Blick auf die Kurse wirft.

Chinas Börse muckt auf

Von Hansrudolf Kamer — Turbulenzen am Aktienmarkt und die hilflose Reaktion der Parteiführung beschädigen das Erfolgsmodell China. Auch das Verhältnis zu Amerika ist verbesserungsbedürftig.



Glücklich das Land, in dem die Regierung der Börse steigende Aktienkurse befehlen kann. Xi Jinping, der beinahe allmächtige Führer Chinas, erliess nach der Talfahrt der chinesischen

Märkte laut dem Bericht des *Wall Street Journal* eine Exekutivverordnung des Inhalts, die Werte sollten gefälligst wieder steigen.

Staatliche Aktienkäufe taten das Ihre. Am Gipfeltreffen mit den Führern der Brics-Staaten in Ufa, Russland, konnte Xi noch den Eindruck erwecken, er habe alles im Griff. Die übrigen Teilnehmer, Brasilien, Russland, Indien und Südafrika, waren beeindruckt. Sie alle haben wirtschaftliche Schwierigkeiten.

Doch der Markt hielt sich nicht an Xis Direktive. Am 24. August kam es zum «schwarzen Montag», dem grössten Taucher der Aktienkurse an einem Tag seit 2007. Der Crash infizierte auch westliche Aktienmärkte bis hinüber nach Amerika.

So mussten Schuldige her. Es sind die üblichen Verdächtigen: generell die Spekulanten im Ausland, spezifisch ein Journalist, ein Beamter der Börsenaufsicht und vier Wertpapierhändler. Die «Gerüchteverbreiter» wurden verhaftet. Wang Xiaolu, ein Finanzjournalist, durfte in bester stalinistischer Manier ein öffentliches Geständnis ablegen.

Abwiegung, Schuldzuweisungen und Verschleierungen prägten auch die Reaktionen der Behörden auf die Explosionskatastrophe in Tianjin südöstlich von Peking. Es ist das bekannte Muster. Inkompetenz und Schlendrian auf allen Ebenen sollen kaschiert werden. All das hindert Xi Jinping allerdings nicht daran, im September seine Amerika-Reise anzutreten und dort das geopolitische Gewicht Chinas zu betonen.

Vor zwei Jahren hatte er in Kalifornien eine neue Art der Beziehungen zwischen Grossmächten angeregt und suggeriert, dass China nun seinen Platz am Tisch der Grossen eingenommen hat. An diesem wachsenden Selbstbewusstsein ändern die jüngsten wirtschaftlichen Aufregungen kaum etwas.

Doch aggressives Verhalten als Ablenkung von inneren Problemen ist ein reales Schwächezeichen. Das Verhältnis zum Gastland ist deshalb auch stark belastet. Vor wenigen Tagen beschuldigte Washington Peking, es benütze

verdeckte Ermittler in Amerika, um chinesische «Flüchtlinge» zurück nach China zu holen.

Mit «Flüchtlingen» sind nicht solche gemeint, wie sie gegenwärtig Europa überschwemmen. Vielmehr haben sich einflussreiche Chinesen im Ausland in Sicherheit gebracht, um der «Operation Fuchsjagd» zu entkommen. Xis grosser Kampf gegen die Korruption in Partei und Gesellschaft wird auch im Ausland geführt. Nach Angaben der *New York Times* hat China Listen mit den Namen solcher «Schmarotzer» an die USA, Australien, Frankreich, Kanada und Britannien überreicht.

Die Amerikaner behaupten, die chinesischen Ermittler operierten ausserhalb der Gesetze – mit Methoden der Gewalt, der Drohung und der Einschüchterung. Während die chinesische Führung die grosse «Säuberung» als normales rechtsstaatliches Unterfangen darstellt, vermuten die Amerikaner nicht ohne Grund, dass es sich um einen politischen Machtkampf handelt. Xi will seine Stellung stärken und parteinterne Gegner ausschalten.

China bleibt schwer zu lesen. Xi Jinping kann zwar nicht die Börse dirigieren, wie er will, doch kann er sehr wohl die Gebrechen der Wirtschaft und den wirklichen Zustand der Staatsfinanzen verbergen. Das eindruckliche Wachstum der chinesischen Wirtschaft und die allgemeine

Dynamik in den vergangenen Jahrzehnten sind offensichtlich. Doch weiss man nicht, zu welchem Preis dies erreicht wurde.

Transparenz und Vertrauen sind Mangelware. Historisch gesehen, gibt es keine kapitalistische Wirtschaft, die immer nur wuchs – von einer sozialistischen ganz zu schweigen. Der Erstickungstod der Sowjetwirtschaft, der damals die CIA völlig überraschte, wurde durch das staatlich geförderte extensive Wachstum nur hinausgezögert.

Wachsender Wohlstand

Für die Herrschaft der Partei ist wachsender Wohlstand die einzige Legitimationsquelle. Xi pflegt den Nationalismus als eine weitere. Am Dienstag wurde der 50. Jahrestag der Gründung der «Autonomen Region Tibet» gefeiert, und zwei Tage später folgte die bombastisch aufgezugene Siegesparade auf dem Platz des Himmlischen Friedens im Gedenken an die Kapitulation Japans vor siebzig Jahren.

Dabei spielt keine grosse Rolle, wie der Sieg zustande kam und welchen Beitrag die Kommunisten dazu leisteten. Ein national geeintes China gab es nicht. Nach der Aussage von Mao selbst war seine Strategie vor allem vom Kampf gegen die Kuomintang bestimmt und nicht von jenem gegen Japan. Auch Tschiang Kai-schek verhielt sich ähnlich.

Die Geschichte ist kompliziert, und Xi Jinping muss vereinfachen. So hat er noch vor einem Jahr in der Grossen Halle des Volkes verkündet, die westlichen Demokratien seien schwach, anfällig für Blockaden und Stillstand. Nun kann er zeigen, dass es China besser kann. Alle warten darauf.

Mehr zum Thema: Seite 50



Nun kann er zeigen, dass es China besser kann: Präsident Xi Jinping.

«Unsere Firma ist der Staat»

Von Christoph Mörgeli

Diesen Satz diktierte Hans-Jürg Fehr, Präsident der SP Schweiz, dem *Landboten* anno 2011: «Unsere Firma ist gewissermassen der Staat.» Statt ihr Potenzial der kalten Brise der Privatwirtschaft auszusetzen, sitzen die Sozialdemokraten lieber in warmen Amtsstuben. Über eine Million Beschäftigte arbeiten mittlerweile im öffentlichen Sektor. Das ist jeder vierte arbeitende Schweizer und entspricht seit 1995 einer Steigerung um vierzig Prozent. Die Gesamtzahl aller Beschäftigten hat sich in dieser Zeit nur um zwölf Prozent erhöht. Die Privatwirtschaft stagniert – trotz Dauergeschrei nach Personenfreizügigkeit.

Zwischen 2000 und 2013 sind die Lohnausgaben des Bundes von 3,6 auf gut 5 Milliarden angestiegen; eine Zunahme von vierzig Prozent. Die Sendung «10 vor 10» des Schweizer Fernsehens brachte diese Entwicklung hervorragend auf den Punkt. Der Ökonomeprofessor Reiner Eichenberger lieferte die naheliegende, überzeugende Erklärung: Je höher der Wohlstand sei, je üppiger die Steuereinnahmen sprudeln, desto mehr wuchert die Verwaltung. Der SRF-Beitrag wurde von keinem einzigen andern Medium aufgenommen.

Bald wird jeder Dritte beim Staat arbeiten. Dann jeder Zweite. Und so weiter. Die SP hat noch nie eine Obergrenze der Staatsquote vorgeschlagen. Sie will offensichtlich hundert Prozent – eine einzige SP-Firma. Doch wenn wir unser blühendes Land in ein graues Postamt verwandeln, verschwindet jede Wertschöpfung. Die neu geschaffenen Staatsstellen für Migration, Amtshilfe, Sicherheit usw. besetzen hochqualifizierte, teure Mitarbeiter: ein unglaublicher Abzug von Fachkräften, die der Privatwirtschaft fehlen.

Die ungebremste Krake Staat müsste Wirtschaftsverbände und Freisinn herausfordern. Doch man bekämpft dort lieber die SVP und nennt sie «wirtschaftsfeindlich». Dies, um die Reihen mit den Linken im Hinblick auf den kolonialen EU-Unterwerfungsvertrag zu schliessen. FDP-Chef Philipp Müller diktiert der SVP, dass nur ein bekennender Bilateralist und Völkerrechtler als zweiter Bundesrat wahlbar sei – also ein dritter Freisinniger. Noch niemals hat Müller Bedingungen an die SP-Bundesratskandidaten gestellt. Obwohl die SP den Kapitalismus und die Armee abschaffen will, fast im Monatstakt wirtschaftsfeindliche Initiativen startet und sich in ihrer «Firma Staat» immer behaglicher ausbreitet.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Dummheit ist lernbar

Von Peter Bodenmann — Aargauer SP-Ständerätin fordert sechs Autobahn-Spuren zwischen Bern und Zürich



Ökonomische Analphabeten: Pascale Bruderer Wyss.

Wer aufmerksam diese Kolumnen liest, weiss es seit Jahren: Das Elektroauto wird sich durchsetzen. Und das Roboterauto steht vor der Haustür. Beide Innovationen zusammen werden das Verkehrssystem umweltfreundlich und kostensenkend revolutionieren. Warum?

Erstens braucht es in der Schweiz nicht mehr vier Millionen Autos, die während 23 von 24 Stunden unbenutzt herumlungern. Sondern bestenfalls noch eine Million Autos, die auf Abruf für alle bereitstehen. Zweitens kann man die Zahl der heute zehn Millionen Parkplätze auf unter zwei Millionen reduzieren, weil viermal weniger Autos sechsmal weniger Parkplätze benötigen als heute. Drittens brauchen wir viel weniger Strassen. Weil Roboterautos – im Gegensatz zu uns Autofahrern – die Kapazität bestehender Spuren locker verdoppeln. Und Pannestreifen so überflüssig werden wie einst die Heizer auf den Elektro-Loks. Viertens wird die Zahl der Strassenunfälle um 90 Prozent sinken. Und mit ihnen die Versicherungsprämien. Weil Roboter weder saufen und rauchen noch mit dem Handy am Ohr rumkurven. Fünftens kann, wer Kosten sparen will oder muss, das Auto mit anderen teilen. Dies in der Logik von Uber und Jeremy Rifkin. Die Grenze zwischen öffentlichem und privatem Verkehr verschwindet. Sechstens werden die SBB sich neu erfinden müssen. Auch wenn

dies Management und Verwaltungsrat noch nicht bemerkt haben.

Wir Schweizerinnen und Schweizer sind nach fünfzehn Jahren Moritz Leuenberger in Sachen Energie und Verkehr ökonomische und ökologische Analphabeten. Weil ein fauler Apfel den andern ansteckt. Drei aktenkundige Kalbereien machen dies deutlich.

Moritz Leuenberger liess sich nach seinem Rücktritt als Bundesrat in den Verwaltungsrat der Bauunternehmung Implenia wählen, die sein Departement zuvor mit Aufträgen mehr als reichlich eingedeckt hatte. Hier wäre der urbane Zürcher für die Nachhaltigkeit des Unternehmens zuständig gewesen. Die von ihm präsierte Kommission tagte nie. Nach dem erzwungenen Rücktritt erklärte Leuenberger seinen Ausflug in die Welt des Betongoldes mit dem Hinweis, er habe seine Partei ärgern wollen. Weil sie ihn nach fünfzehn Jahren Nichtstun zum Rücktritt gezwungen habe.

Die SP-Ständerätin Pascale Bruderer Wyss fordert nicht den schnellen Umstieg auf Roboterautos, sondern den Ausbau der Autobahn zwischen Bern und Zürich auf dank dem technischen Fortschritt total unnötige sechs Spuren.

Und der rechte SVP-Ökonom Reiner Eichenberger will nicht die digitale Eisenbahn der nächsten Generation, sondern den Ersatz der Eisenbahngleise durch Fahrspuren für Roboterautos.

Wenig Kompetenz (Weko)

Von Kurt W. Zimmermann — Eine Klage aus liberaler Sicht:
In der Medienbranche versagt die Wettbewerbskommission.

Der kleinste Fall der letzten Jahre war der «Tägu». So sagt man dem *Langenthaler Tagblatt*. Die Wettbewerbskommission (Weko) entschied, dass der Medienkonzern Tamedia das Blatt übernehmen darf.

Tamedia stellte den «Tägu» dann sofort ein und integrierte ihn in ihre *Berner Zeitung*. Seitdem gibt es in Langenthals Presse keinen Wettbewerb mehr.

Der grösste Fall der letzten Jahre ist das Joint Venture von SRG, Swisscom und Ringier. Die drei legten soeben ihre Werbevermarktung, über 600 Millionen Franken, in einer gemeinsamen Firma zusammen.

Die Wettbewerbskommission wird wohl auch dazu ja sagen. Sie wird erneut dafür sorgen, dass es im Mediengewerbe noch weniger Wettbewerb gibt.

So geht es seit einem guten Jahrzehnt. Nach 2000 erlitt unsere Medienbranche einen dramatischen Verlust an unternehmerischem Wettbewerb. Zweiundzwanzig grössere und mittlere Medienunternehmen sind in dieser Zeit vom Markt verschwunden.

Alle 22 wurden übernommen von vier überregionalen Verlagshäusern, von Tamedia, Ringier, der NZZ-Gruppe und den AZ Medien.

Wann immer einer aus dem Quartett einen Konkurrenten aufkaufte, liess die Wettbewerbskommission ihn gewähren. Nie sah sie ein Problem darin, dass in fast allen diesen Deals der freie Wettbewerb erodierte und oft Quasimonopole entstanden.

Für Nostalgiker führen wir eine kurze Auswahl der 22 Aktiengesellschaften im Mediensektor auf, die ihre Selbständigkeit verloren: Espace Media, Edipresse, Zürichsee-Presse, Huber, Dietschi, Vogt-Schild, Lüdin, Publigroupe, Akeret, Ziegler, Maihof, 20 Minuten.

Hinter den Übernahmen verbergen sich bekannte Medienmarken, die von der Neuen Luzerner Zeitung, Tribune de Genève und dem Landboten bis zu Tele Züri, Radio Energy und Search.ch reichen.

Die Folgen sind Märkte, die keine kompetitiven Märkte mehr sind. Nur in zwei Deutschschweizer Agglomerationen, in Zürich und in Basel, gibt es noch zwei klassische Tageszeitungen aus zwei konkurrierenden Verlagen. Sonst herrscht überall Monokultur.

Sogar auf den neuen Internet-Rubrikenmärkten haben die Grossverlage Ringier und Tamedia in kurzer Zeit – und mit dem Segen der Weko – ein Quasimonopol errichtet. Mit Jobs.ch, Homegate.ch, Ricardo.ch und Scout24.ch gingen alle führenden Internet-



Einöde der Marktferne: Weko-Direktor Corazza.

plattformen an dieses Duopol, das teils gar kreuzweise beteiligt ist.

Die Weko hat diese Verdichtung nicht nur zugelassen. Sie hat aktiv mitgestaltet, dass aus der vielfältigen Medienlandschaft Schweiz eine Einöde der Marktferne entstand. Denn die Weko und ihr Direktor Rafael Corazza haben in Medienfragen wenig Kompetenz. Sie überschätzen stets die kleinen Nischenanbieter im Markt und schliessen deshalb auf eine funktionierende Konkurrenz auch dort, wo es diese Konkurrenz nicht mehr gibt.

Aus liberaler Sicht ist das sehr diskutabel. Jeder echte Liberale steht für Marktwirtschaft und freien Wettbewerb. Nichts bekämpft er heftiger als Monopole. Sie sind die Boten der ökonomischen Unfreiheit.

Darum ordnet jeder echte Liberale, bei all seiner sonstigen Staatskepsis, dem Staat eine zentrale Aufgabe zu. Der Staat muss dafür sorgen, dass der freie Wettbewerb funktioniert. Er muss Verzerrungen des Markts regulatorisch unterbinden.

Die Entwicklung der Schweizer Medienwirtschaft hält sich nicht an diese Regel. Immer weniger Anbieter dominieren den Markt. Der Wettbewerb ist reduziert – und diese kartellistische Tendenz wird auch im neusten Fall von SRG, Swisscom und Ringier fortgesetzt.

Die Wettbewerbskommission ordnet nicht. Für echte Liberale ist das nicht liberal.

Mengenlehre

Von Beatrice Schlag — Warum soll weniger mehr sein?

Der Maler Balthus starb mit 93 Jahren, Pablo Picasso mit 92. Beide wurden schon Jahrzehnte vor ihrem Tod als Genies gefeiert. Ihre Gemälde erzielten Höchstpreise.



Picassos Nachlass an Bildern, Zeichnungen, Grafiken, Keramiken und Plastiken wird auf rund 50 000 Werke geschätzt. Balthus hinterliess 350 Gemälde und etwa 1600 Zeichnungen. Wie Picasso konnte auch Balthus schon in seinen Zwanzigern von der Malerei leben und musste nie einen Brotjob annehmen, der sein vergleichsweise bescheidenes Œuvre erklären könnte. Wie kommen derart unterschiedliche Outputs zustande? Unbeschwertheit hier und quälende Selbstzweifel da? Das Phänomen gibt es in fast allen kreativen Berufen. Manche Menschen legen eine Produktivität an den Tag, die andere schwindlig macht.

Das lassen die Langsameren nicht ungeahndet. Sie erfinden Schimpfworte für die Schnelleren. Zum Beispiel «Vielschreiber» für Buchautoren, was ein Synonym für Schrottautor ist. Truman Capote giftelte über Jack Kerouac, der den Weltbestseller «On the Road» in drei Wochen verfasste: «Das ist nicht Schreiben, sondern Tippen.» War es eben nicht, und das ist das Rätsel. Natürlich setzen Fließband-Autoren wie James Patterson keine literarischen Standards. Aber dasselbe gilt für die Werke erfolgloser Schreiber, auch wenn sie stundenlang um das richtige Wort rangen.

Der unglaublich produktive und erfolgreiche Stephen King – «Carrie», «Shining» und «Sie» («Misery») sind nur ein Bruchteil seiner Bestseller – schrieb kürzlich über seine Schnelligkeit, er habe nie eine Wahl gehabt: «Als ich jung war, fühlte sich mein Kopf an wie ein volles Kino, in dem jemand «Feuer!» brüllt und alle zum Ausgang rennen. Ich hatte tausend Ideen, aber nur zehn Finger und eine einzige Schreibmaschine. Manchmal dachte ich, der Lärm in meinem Kopf bringe mich um den Verstand.»

Dass er auf neue Bücher von bewunderten Autoren wie Jonathan Franzen oder Donna Tartt jeweils jahrelang warten muss, macht ihn wahnsinnig: «Ich weiss, dass wir alle unterschiedlich schnell und anders arbeiten und dass nicht Faulheit der Grund ist, sondern ein aufreibender Respekt vor dem Beruf.» Aber gleichzeitig bedeute es nicht, dass weniger mehr sei. Mehr davon, sagt King, wäre mehr.

Leserbriefe

«Die hitzigen Diskussionen dürfen nicht von der wirklichen Thematik ablenken.» *David Kiser*

Husch-husch-Gesellschaft

Nr. 35 – «Die Mär vom bösen Bischof»;
Urs Gehrig über Bischof Vitus Huonder

«Der Geist weht, wo er will.» – Dieses Mal weht der Geist Gottes von der *Weltwoche* her und nicht vom Schweizer katholischen Episkopat. Der Inhalt des Artikels spiegelt eine tiefe Grundsicht der katholischen Lehre wider, die in höchsten kirchlichen Kreisen Roms standhält. *Max Auner, La Conversion*

Huonder als Vertreter einer bibeltreuen Tradition ist für mich dennoch unglauwbüdig. Dass er homosexuelle Handlungen aus persönlicher wie auch aus theologischer Sicht als hochgradig unmoralisch auffasst, ist seine ganz persönliche Ansicht, die im Grunde genommen keine solch überbordende Schelte in den Medien rechtfertigt. Dass er zudem die entsprechende Bibelstelle zitiert, die grossen (jüdischen wie christlichen) Exegeten des Altertums und Mittelalters in seinem Vortrag aber wohlweislich ausblendet, spricht gegen ihn als Theologen. Und wenn er schon

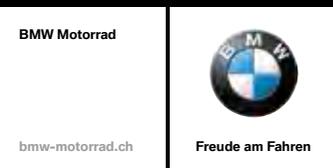
diese Textstelle aus dem Buch Leviticus als ein gottgegebenes Verbot zitiert und für eine Umkehr der Homosexuellen plädiert, wäre es nicht minder konsequent, über die paulinischen Verrenkungen bezüglich des Gesetzes hinwegzusehen und die übrigen, nicht minder gleichwertigen (!), ebenfalls gottgegebenen Gebote und Verbote, die ihm als Bischof ja nicht gleichgültig sein können, wieder einmal in Erinnerung zu rufen, so etwa das Sabbatgebote, die Speise- und Reinheitsgebote, Götzendienst, Inzest und viele andere. Auf die Gefahr hin, dass er auch dann als Traditionalist, dessen Meinung nicht mehr zum Mainstream passt, gebrandmarkt würde – seine Worttreue zur Bibel wäre in einem solchen Fall immerhin ehrlich. So aber bleibt der schale Nachgeschmack, dass Huonder den Homosexuellen unter dem Deckmantel (s)einer inkonsequenten katholischen Lehrmeinung lediglich eins auswischen wollte. *Urs P. Haller, Arlesheim*

Aus der Sicht des Ewigen ist der Sexualakt jener Akt, der neues Leben schafft oder zumindest schaffen kann. Sexualakt ist also ein



Kein beliebiger Akt: Bischof Huonder.

schöpferischer Akt – der höchste schöpferische Akt. Jedes Leben ist Resultat dieses Aktes. Es ist daher ersichtlich, dass er ein heiliger Akt ist. Er ist der Akt, der Leben schafft. Dieser schöpferische Akt findet immer dort statt, wo die Voraussetzung gegeben ist, dass



BACK IN BLACK.

DIE NEUE BMW R 1200 GS ABS TRIPLE BLACK.

Endlich wieder da: die Triple Black. Der Boxer mit 92 kW (125 PS) und 125 Nm Drehmoment lässt selbst stärkste Männerherzen höherschlagen. Neue Abenteuer rufen, fremdes Terrain will erobert werden. Das nahezu reinschwarze Sondermodell der legendären Reise-Enduro ist auch mit ABS Pro erhältlich. Und damit du auf jeder Piste stilvoll unterwegs bist, gehören Kreuzspeichenräder zur Grundausstattung. Dieser Gesamtauftritt ist einer Ikone würdig.

neues Leben geschaffen werden kann. Er findet zwischen zwei gegengeschlechtlichen Menschen statt; denn nur hier kann Schöpfung passieren. Daher kann nicht von Sexualakt gesprochen werden, wenn zwei gleichgeschlechtliche Menschen miteinander «so zusammen sind, wie Mann und Frau zusammen sind» (vgl. 3. Mose 20, 13).

Wenn also zwei gleichgeschlechtliche Menschen in dieser Art zusammen sind, «wie Mann und Frau zusammen sind», so handelt es sich um eine Als-ob-Situation. In der Natur kann das oft beobachtet werden: Gleichgeschlechtliche Tiere, vor allem junge, tun schon mal so, als ob sie den schöpferischen Sexualakt miteinander vollziehen. Es ist Spiel; es ist Erfahrung. Harmlos. Wenn also zwei gleichgeschlechtliche Menschen miteinander so zusammen sind, ist es Spiel. Ist es Erfahrung. Ist es harmlos. Ist es Körper-Geist-und-Gefühlssynthese. Ist es Liebe. All das mag es sein. Doch es ist nicht Sexualakt – es ist nicht dieser Akt, der Leben schafft. Es ist eine Annäherung an diesen. In der Debatte um Schwulen- und Lesbensex, die Bischof Huonder neu entflammt hat, muss an diese Tatsache erinnert werden.

Die hitzigen Diskussionen darüber – besonders in kirchlichen Kreisen – dürfen nicht von der wirklichen Thematik ablenken: der Heiligkeit des lebensschaffenden Sexualakts – wie er zwischen zwei gegengeschlechtlichen Menschen passiert. Er ist kein beliebiger Akt. «Kein Spassgenerator», wie Bischof Huonder richtig sagt. Es ist ein Akt, der Leben schafft. Über die Als-ob-Spiele gleichgeschlechtlicher Paare zu streiten – deren Gefühlsechtheit hier nicht bestritten wird – und sich darüber den Kopf zu zerbrechen, ist nur eine bequeme Ablenkung, um sich all den Problemen zu entziehen, welchen der lebensschaffende Sexualakt in der heutigen Husch-husch-Gesellschaft ausgeliefert ist. *David Kiser, Rothenburg*

Juristische Kriegführung

Nr. 35 – «Berner B-Movie»; Hubert Mooser über das Thema EU im Wahlkampf

Direkte Demokratie und «übergeordnete Anweisungen von übergeordneten Instanzen» sind 100 Prozent inkompatibel. Die einzige übergeordnete Instanz ist der demokratische Volksentscheid. Darüber kann es nichts geben. Das ist das Beste aller nicht perfekten «Friedensprojekte». Dieses System beinhaltet auch die Pflicht, das Volk umfassend zu bilden, zu informieren und zu überzeugen. Wer nicht überzeugt, fällt durch. Die Personenfreizügigkeit ist ein hinterhältiger Angriff auf dieses Erfolgsmodell. Juristische Kriegführung. Man setzt nicht auf Zusammenarbeit, sondern auf Eroberung durch Austricksen. Da dies «gewaltlos» geschieht, ist unsere Armee zum Zuschauen verdammt.

Nutzlos! Wenn die FDP die Wirtschaft, die schon weitgehend eine ausländische ist, vor die Unabhängigkeit und Souveränität stellt, dann hat sie vergessen, dass die Wirtschaft kein Zweck ist, sondern ein Mittel. Der Zweck unseres Staates ist nicht eine hohe Wirtschaftsleistung. Freiheit und Selbstbestimmung haben ihren Preis. Den wird man wieder einmal bezahlen müssen, anstatt nur von Morgarten zu schwärmen. Es wird sich längerfristig lohnen. *Meinrad Odermatt, Zug*

«Das Ja der Stimmbürger zur Masseneinwanderungsinitiative bedeutet eine Absage der Stimmbürger an die bisherige EU-Politik», schreibt Hubert Mooser. In Tat und Wahrheit macht Bundesbern – trotz Versprechen der Justizministerin, die Initiative rasch umzusetzen – so ziemlich das Gegenteil. Dass derzeit die EU-Politik beziehungsweise EU-Kampagnen auf Sparmodus geschaltet sind, hat zudem mit den Wahlen im Herbst zu tun. Jegliche Konfrontation soll vermieden werden. Erst nach den Wahlen sollen die wahren politischen Absichten – insbesondere auch der FDP-Protagonisten – verkündet werden. Halten die betroffenen Bundesräte das Volk für so blöd, dass es diese bedenkliche Taktik nicht durchschaut? Der Bürger kann es drehen, wie er will: Wo und wann er in Bundesbern genauer hinschaut: Die direkte Demokratie wird mit Füßen getreten. *Karl Meier-Zoller, Effretikon*

Anlehnsbedürfnis

Nr. 35 – «Staatsstreich auf Samtpfoten»; Valentin Landmann über eigenmächtige Bundesrichter

Der Unterschied zwischen Valentin Landmann und den Bundesrichtern besteht darin, dass Herr Landmann denken kann, während die Bundesrichter nur Intellektuelle sind. Es ist typisch für Intellektuelle ohne Denkvermögen, dass sie kein eigenes Urteil haben und sich deshalb an ein grösseres Kollektiv anlehnen möchten, in diesem Falle an den EuGH.

Hanswalter Buff, Zürich

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Einspruch

Ein alter Narr

Bischof Huonder ist ein intoleranter Hausmeister der Kirche. *Von Marco Caimi*

Bischof Vitus Huonder hat in einem demokratischen Land (Deutschland), ein Bistum eines noch demokratischeren Staates (Schweiz) vertretend, seine Meinung gegenüber Homosexuellen, getarnt durch alttestamentarische Zitate, kundgetan. Eine Straftat, wie ihm gewisse Schwulen- und Lesbenorganisationen vorwerfen, hat er damit definitiv nicht begangen. Wer aber in wenig salbungsvollen und nicht gerade von christlicher Nächstenliebe strotzenden Worten so viel Blut und Totschlag wühlt, muss mit demokratischer Gegenartikulation rechnen. Die Wortwahl sowie vorhergehende verbale Exkurse gegen Abtreibung, Frauenpriestertum und die moralische Ächtung christlicher Wiederverheirateter sind nichts anderes als die Reinkarnation inquisitorischen Gedankengutes. Urs Gehrig irrt sich, wenn er vom medialen Scheiterhaufen voll Reisig und Brandbeschleuniger schreibt, dazu noch in der *Weltwoche*, zu Recht Statthalterin der freien Meinung und Hohepriesterin von des Volkes Wort, vulgo Demokratie.

Wie können wir vom Islam verlangen, dass er sich reformiert, wenn einer unserer höchsten Würdenträger an einem Katechismus klebenbleibt, der in Anbetracht der stattfindenden Völkerwanderungen so flexibel ist wie ein Baustamm? Gerade das Christentum müsste als tolerante Erneuerungsreligion mit leuchtendem Beispiel voranschreiten, wie es einst Huonders Lieblingsheiliger Jesus tat, sonst werden wir die massenweise in unser Land strömenden Muslime nie von ihrer fundamentalistischen und frauenverachtenden Haltung abbringen. Im Gegenteil, wir werden ein diesbezügliches Männerbild zementieren, das wir bei uns so nicht mehr wollen. Nach dem Schweizer Psychologen C. G. Jung müsste Huonder kraft seines Alters, seiner Bildung und seines Status im Stadium des Weisen oder Magiers sein, ein kirchlicher Mandela oder Gandhi voller Gnade, Güte und Würde. Das jungsche Pendant zum alten Weisen ist der alte Narr. Huonder ist ein ungeliebter, kontrollierender und intoleranter Hausmeister Krause der römisch-katholischen Kirche.

Marco Caimi ist Mediziner in Basel und Gründer der ersten Männerpraxis der Schweiz.



Rückschläge sind oft der Anlass, nach noch umfangreicherer Begleitung zu rufen.

Goldgrube für die Sozialindustrie

Fremdländische Asylanten mit Integrationsproblemen sind ein lohnendes Geschäft für Berater, Therapeuten und Sozialfirmen. Diese haben alles Interesse daran, dass die Behörden ausufernde Massnahmen anordnen – auf Kosten der Steuerzahler. Drei Beispiele. *Von Alex Reichmuth*

Die Aargauer Regierungsrätin Susanne Hochuli warnte vor kurzem vor eritreischen Parallelgesellschaften in den Gemeinden ihres Kantons. Dass eine führende grüne Politikerin die Integrationsprobleme vormaliger Asylbewerber offen ansprach, war ein Novum. Hochuli forderte eine deutlich höhere Integrationspauschale. Heute richtet der Bund pro anerkanntem Flüchtling oder vorläufig Aufgenommenem 6100 Franken aus. Hochuli verlangte 24 000 Franken, fast viermal mehr.

Das erstaunt nicht. Die Integration von Asylbewerbern in Gesellschaft und Arbeitswelt ist für Kantone und Gemeinden eine oft kaum zu bewältigende Aufgabe. Besonders gross sind die Mühen mit afrikanischen Migranten. Die Kosten für den Einsatz von Betreuern und Therapeuten zugunsten von Einzelpersonen und Familien summieren sich oft auf Zehntausende oder gar Hunderttausende Franken.

1— Eine Familie aus Eritrea

Die Familie Kinte* kommt angeblich aus Eritrea. Trotz abgelehntem Asylgesuch erhielt die Mutter mit drei Kindern ein Bleiberecht als «vorläufig Aufgenommene». Sie hat grosse Integrations- und Erziehungsschwierigkeiten. Die dreizehnjährige Tochter Sarama ist schon fremdplatziert. Mutter Madihah, die kein Deutsch spricht, lebt mit dem fünfzehnjährigen Abush und dem achtjährigen Nasih in einer engen Asylunterkunft. Der Familie wurde ein Beistand zur Seite gestellt. Zudem hat sie einen öffentlich finanzierten Coach, der sie regelmässig besucht und berät.

Die Mutter gebe sich zwar Mühe, den Alltag zu meistern, steht in einem Bericht des Familiencoachs. Aber: «Bedingt durch ihre Persönlichkeit, ihren kulturellen Hintergrund und Analphabetismus sind ihre Möglichkeiten bescheiden.» Umgekehrt habe sich

die Fremdplatzierung positiv auf Tochter Sarama ausgewirkt, sie sei nun «meist freundlich» gegenüber ihrer Mutter. Wegen einer anstehenden Neuplatzierung in ein anderes Heim verhalte Sarama sich allerdings «in letzter Zeit eher wieder weniger kooperativ».

Gross seien die Probleme mit Nasih. Der Achtjährige sei «mehrmals negativ aufgefallen», habe die Schule geschwänzt und gelogen, schreibt der Coach. Seine Lehrerin bemühe sich sehr um ihn; «zu Hause fehlt es ihm aber an Struktur». Nasih brauche «zwingend klare Anweisungen». Der Coach formuliert Ziele. Die Familie müsse «ein Ritual» einführen, wenn Sarama nach Hause komme. Jedes Kind solle zudem «ein Ämtli» ausführen. Auch müssten regelmässig «Familiensitzungen» stattfinden.

Die Etablierung von Erziehungsstrukturen nach Schweizer Idealvorstellungen stösst aber auf Hindernisse. Jedenfalls verlängert

die Wohngemeinde die Begleitung durch den Coach für Familie Kinte immer wieder, auf Antrag der kantonalen Jugend- und Familienberatung. In einem Protokoll der kommunalen Sozialbehörde wird für die Schwierigkeiten unter anderem eine somalische Familie mit vielen Kindern geltend gemacht. Sie wohne ebenfalls in der Asylunterkunft und Sorge für «starke Unruhe, Verunsicherung und Angst». Diese Somalier stellten «eine ständige Bedrohung» für Familie Kinte dar, weil sie Kinder schlugen, klauten und sogar Feuer legten.

Nach zwei Jahren Dauer liegt der Gemeinde erneut ein Antrag auf Verlängerung der Familienbegleitung vor. Dieser Antrag wartet mit einer schlechten Nachricht zu Tochter Saraama auf. Das Heim, wo die nun Fünfzehnjährige wohnte, habe das Betreuungsverhältnis aufgelöst. Zu vermuten ist, dass sich das Mädchen nicht so positiv entwickelt hat, wie in früheren Berichten suggeriert wurde. Empfohlen wird nun, «im Sinne einer Krisenintervention/Time-outs», die Platzierung von Saraama bei einer Gastfamilie statt in einem Heim. Vorgesehen ist ein zwanzigwöchiger Aufenthalt zu Kosten von rund 30 000 Franken. Notgedrungen ist die Wohngemeinde bereit, nebst der Sozialhilfe und der Familienbegleitung auch diese Massnahme zu finanzieren. Insgesamt belaufen sich die Kosten allein für die Gemeinde wohl auf weit über 100 000 Franken. Seltsam: In einem offiziellen Protokoll der Wohngemeinde ist bei Tochter Saraama «Sudan» als Herkunftsland angegeben. Offenbar ist nicht klar, ob die Familie wirklich aus Eritrea kommt.

2 — Ein Jugendlicher aus Côte d'Ivoire

Der neunzehnjährige Serey Koné stammt aus Côte d'Ivoire. Sein Asylgesuch wird abgelehnt, aber er kann als vorläufig Aufgenommener in der Schweiz bleiben – warum, ist nicht ersichtlich. Der Afrikaner lebt von der Sozialhilfe und hat grosse Mühe mit der Integration. Die Wohngemeinde stimmt dem Antrag einer Sozialarbeiterin auf eine «Familienbegleitung» für den Alleinstehenden zu. Vorgesehen ist eine Dauer von einem halben Jahr – zu Kosten von 1600 Franken pro Monat. Laut einem Protokoll der Gemeinde soll Koné dabei unter anderem den «Umgang mit Geld» und «Haushaltungsführung» lernen sowie «tieferliegende Problematiken» und «Lebensthemen» angehen. Ein konkretes Ziel heisst «Abarbeitung und Vermeidung neuer Bussen».

Nach einem halben Jahr wird die Familienbegleitung verlängert – denn laut einem Bericht ist diese erfolgreich. Koné habe ein Pflegepraktikum beim Schweizerischen Roten Kreuz in Angriff genommen, liest man. Was nicht erwähnt ist: Der Steuerzahler finanziert dieses Praktikum. Beim jungen Mann aber hapert es bei der Zuverlässigkeit. Koné habe sich vorübergehend nicht gemeldet und sei nicht erreichbar gewesen sei. Laut dem Be-

richt mangelt es bei ihm an «Offenheit und Kooperationsbereitschaft».

Die Wohngemeinde verlängert die Familienbegleitung für den Afrikaner mehrmals. Regelmässig werden in den Verlängerungsanträgen Erfolge angeführt. Gleichzeitig heisst es jedes Mal, es gebe noch Probleme, weshalb die Fortführung der Begleitung «gerade jetzt besonders wichtig» sei. Ohne Verlängerung sei die Integration des Afrikaners gefährdet.

Es sei dem jungen Mann gelungen, «eine gute Vertrauensbasis zur sozialpädagogischen Begleiterin» aufzubauen, ist in einem Antrag vermerkt, nachdem diese Begleiterin schon über ein Jahr gewirkt hat – für 120 Franken Honorar pro Stunde. «Sie hilft ihm, mit besonders belastenden Lebensmomenten besser umzuge-

Ein konkretes Ziel heisst «Abarbeitung und Vermeidung neuer Bussen».

hen und diese konstruktiv anzupacken.» Ein «schwieriger Moment» sei gewesen, als Koné am Arbeitsplatz «zum dritten Mal unschuldig des Diebstahls verdächtigt worden» sei, «nicht zuletzt aufgrund seiner Herkunft». Wegen dieses «einschneidenden Vertrauensbruchs seitens des Arbeitgebers», ist weiter zu lesen, sei Koné «verständlicherweise ausserstande» gewesen, das Praktikum weiterzuführen. Aber er habe einen neuen Einsatzort in Aussicht. Wie dem Antrag zu entnehmen ist, nimmt der Mann auch an einem Arbeitsintegrationsprogramm teil. Zudem bekommt er psychologische Hilfe – was das kostet, ist nicht bekannt.

In einem weiteren Bericht ein halbes Jahr später tönt es erfreulich. Koné habe das Pflegepraktikum abgeschlossen und sei auf Stellensuche. So problemlos kann die Situation allerdings nicht sein – denn es folgt postwendend der Antrag, die Begleitung zu verlängern. Begründung: Der Mann benötige eine «Stabilisierung der Zuverlässigkeit und Verbindlichkeit im Umgang mit seinem Budget und weiteren administrativen Aufgaben».

Bis dahin haben die Begleitungen und Therapien seine Wohngemeinde nebst der Sozialhilfe mehrere zehntausend Franken gekostet. Wie es mit dem Mann weitergegangen ist, geht aus den vorliegenden Unterlagen nicht hervor. Im besten Fall hat er die Arbeitsintegration geschafft und kommt ohne Unterstützung aus. Möglicherweise ist er aber nur in eine andere Gemeinde umgezogen.

3 — Eine Familie aus Angola

Ziemlich verfahren ist die Situation bei Familie Ernesto – Vater, Mutter, drei Kinder. Die Familie stammt angeblich aus dem afrikanischen Angola. Ihr Asylgesuch ist abgelehnt worden, aber sie wurde «vorläufig aufgenommen» – warum, ist aus den Unterlagen nicht ersichtlich.

Vater und Mutter Ernesto arbeiten zwar zeitweise, sind aber ergänzend immer wieder auf Sozialhilfe angewiesen. Die Eltern haben beträchtliche Erziehungsschwierigkeiten. Die älteste Tochter May lebt schon seit zwei Jahren in einem Schulheim. Nun häufen sich die Probleme auch mit dem jüngsten Kind, Nelson. In einem Protokoll steht, der Neunjährige, der eine Kleinklasse besucht, zeige in der Schule «Störungen im Sozialverhalten» und eine «Tendenz zur depressiven Entwicklung». Oft reagiere er mit «langandauernden emotionalen Ausbrüchen». Das «abweichende Verhalten» von Nelson übersteige die Möglichkeiten der Schule «bei weitem», steht im Protokoll. Kurz gesagt: Der Neunjährige terrorisiert Lehrer und Mitschüler. Es droht die Platzierung in einem Heim. Seine Eltern können das offenbar nicht nachvollziehen. Sie haben, laut Protokoll, «grösste Mühe zu verstehen, was die Schule bei ihren Rückmeldungen genau meint».

Nelson kommt in Behandlung bei einem Psychotherapeuten. Auf Druck von Fachleuten heisst die Wohngemeinde zusätzlich eine engmaschige Begleitung für Familie Ernesto gut. Eine Privatfirma, die auf Familienberatung spezialisiert ist, bekommt den Auftrag. Die Begleitung ist vorerst auf ein halbes Jahr begrenzt. Das kostet die Wohngemeinde laut Gutsprache 16 000 Franken.

In einem Zwischenbericht der Beratungsfirma tönt es vier Monate nach Beginn der Familienbegleitung positiv. Nelson wird als «freundlicher Neunjähriger» beschrieben, der viel lese und seine Hausaufgaben gewissenhaft erledige. Die Familie berichte, es gehe Nelson «emotional besser», steht im Bericht.

Der Bub habe allerdings «grosse Probleme» in der Schule, liest man weiter. Laut Rückmeldungen seiner Lehrer «suche er die Aufmerksamkeit der Lehrpersonen öfter über unangebrachtes Verhalten». Laut dem Bericht wüssten seine Eltern angesichts der «häufigen

SONNTAG, 13. SEPTEMBER 2015, 11 UHR

USA-SPECIAL MIT

ARTHUR HONEGGER
IM WALDHAUS FLIMS

LIVE-TALK • MEET AND GREET • AMERICAN-LUNCH-BUFFET
MIT ATTRAKTIVEM ÜBERNACHTUNSPACKAGE

WALDHAUS FLIMS
MOUNTAIN RESORT & SPA

MEHR INFOS / ANMELDUNG:
WWW.WALDHAUS-FLIMS.CH ODER T +41 81 928 48 48

DON'T MISS IT!

Wie viel bekommt ein Asylant?

Die meisten abgelehnten Asylbewerber dürfen als vorläufig Aufgenommene bleiben. Mit Zugang zu Sozialhilfe ab dem ersten Tag. Oft fahren sie besser als AHV-Rentner.

Vergleich AHV und Sozialhilfe im Asylbereich

Materielle Grundsicherung		EL = Ergänzungsleistungen	
	AHV-RENTNER OHNE EL	VORLÄUFIG AUFGENOMMENER (STADT ZÜRICH)	AHV-RENTNER MIT EL
Grundbedarf		11832	19290
Wohnkosten		13200	13200
Krankenkasse		4320	4320
Einnahmen total	28 200	29 352	36 810
Steuern	1200	steuerfrei	1200
Netto-Einnahmen	27 000	29 352	35 610

Bedarfs- und situationsabhängige Leistungen		rot = kein Anspruch	
Sprachkurs		10 560	
Integrationszulage (maximal)		3600	
AHV-Minimalbeitrag		480	
Hausrat- und Haftpflichtversicherung		200	
Zahnbehandlungen			
Sonstige Krankheitskosten		ohne Maximum	bis 90 000
Kosten für Umzug			
Anschaffung Möbel			
Weitere situationsbedingte Leistungen		nach Ermessen	

QUELLEN: SKOS, INFORMATIONSTELLE AHV/AV

Gewisse Leistungen für Asylanten gehen über die Ansprüche der AHV-Rentner hinaus.

Sozialvorsteher in mehreren Schweizer Gemeinden sind alarmiert. Sie sehen durch die Flüchtlingsströme ein finanzielles «Fass ohne Boden» auf sich zukommen, wie es in vertraulichen Gesprächen heisst. Erste Politiker prangern im Wahlkampf an, es könne nicht sein, dass abgewiesene Asylbewerber am Ende des Monats mehr staatliche Leistungen beziehen als ein Pensionär, der sein Leben lang in die AHV einbezahlt hat. Ist es tatsächlich so, dass ein abgewiesener Asylbewerber, beispielsweise aus Eritrea, finanziell bessergestellt ist als ein AHV-Rentner?

Eine allgemeingültige Antwort auf diese Frage gibt es nicht – die kantonale Behandlung abgewiesener Asylbewerber unterscheidet sich ebenso wie die geltenden Ansätze, beispielsweise die maximal zulässigen Wohnkosten. Wir wollen uns also mit einem realistischen Vergleich für die Stadt Zürich begnügen: drei Einzelpersonen, drei unterschiedliche sozialstaatliche Modelle. Die obige Tabelle illustriert diesen Vergleich: Die linke Spalte stellt die Leistungen an einen AHV-Rentner dar, der ausschliesslich von einer (maximalen) AHV-Rente lebt, die mittlere Spalte die an einen abgewiesenen Asylbewerber und die rechte Spalte jene an einen AHV-Rentner, der seine Rente mit Ergänzungsleistungen aufbessert. Der

Übersicht halber betrachten wir nur Einzelpersonen im Einpersonenhaushalt und blenden die umfangreichen Leistungen an Familien aus.

Zunächst zum reinen AHV-Rentner (linke Spalte). Eine Einzelperson, die vierzig Jahre lang ihre Beiträge entrichtet hat, erhält pro Jahr eine maximale Rente von 28 200 Franken. Gemäss einer Studie des Bundesamts für Statistik (BfS) aus dem Jahr 2014 sind mehr als fünfzehn Prozent der Personen im AHV-Alter ganz auf die AHV angewiesen – sie stellt deren einzige Einkommensquelle dar. AHV-Renten, so bescheiden sie auch ausfallen, müssen allerdings als Einkommen versteuert werden. Geht man von steuerlichen Abzügen von 5000 Franken aus, so bleiben nach Steuern 27 000 Franken im Jahr zum Leben. Ist das überhaupt realistisch? Ja, denn laut BfS gibt es schweizweit zwischen 70 000 und 80 000 Personen, die ausschliesslich von einer AHV-Rente leben, keine weiteren Einkommensquellen haben und keine Ergänzungsleistungen bekommen.

Im Vergleich dazu – mittlere Spalte – hat ein vorläufig aufgenommenen Asylant, dessen Asylgesuch abgewiesen wurde, in der Stadt Zürich Anrecht auf Sozialhilfe. Es gelten dieselben Regeln wie für einheimische Bezüger. Wichtigster Bestandteil der Sozialhilfe ist eine sogenannte «materielle Grundsicherung». Diese umfasst jährlich einen Beitrag für den

Grundbedarf in der Höhe von 11 832 Franken, ausbezahlt an den Unterstützungsberechtigten in monatlichen Raten. Dazu kommen Wohnkosten von maximal 13 200 Franken im Jahr und die Bezahlung der Krankenkassenprämien von rund 4300 Franken jährlich. Alles zusammengezählt, kommt der Asylant somit auf 29 352 Franken im Jahr, die er nicht versteuern muss. In einem Nach-Steuer-Vergleich steht er somit jährlich um 2352 Franken besser da als der AHV-Rentner.

Ein AHV-Rentner in bescheidenen Verhältnissen (rechte Spalte) kann zusätzlich zu seiner normalen Rente Ergänzungsleistungen beantragen, sofern die AHV-Rente nicht zur Deckung seiner Ausgaben genügt und sofern er kein grösseres Vermögen besitzt, etwa ein selbstbewohntes Haus. Auch bei den Ergänzungsleistungen gibt es Maximalwerte für den Grundbedarf, die Wohnkosten und die Krankenkassenprämien. Der Maximalbeitrag für die Wohnkosten unterscheidet sich nicht von dem des Asylanten, ebenso sind die Krankenkassenprämien gedeckt. Allerdings übersteigt der erlaubte Grundbedarf mit 19 290 Franken jährlich denjenigen des Asylanten um den Faktor 1,7. Der AHV-Rentner mit Ergänzungsleistungen «überholt» damit den abgewiesenen Asylbewerber auf der Stufe der materiellen Grundsicherung, also bei den Ansprüchen auf einen in bar bezahlten Grundbedarf, Wohn- und Krankheitskosten. Er liegt (nach Steuern) um gut 6000 Franken vorne.

In den drei Beispielen hat der AHV-Rentner ohne Ergänzungsleistungen netto am wenigsten zur Verfügung. Nach Steuern (Annahme: Abzüge von 5000 Fr.) bleiben ihm 27 000 Franken. Bei Rente plus Ergänzungsleistungen kommt ein AHV-Rentner maximal auf 35 610 Franken nach Steuern. Dazwischen liegen die finanziellen Ansprüche des Asylanten.

Betrachtet man nur die Unterstützungsleistungen in der materiellen Grundsicherung, so steht der AHV-Rentner mit Ergänzungsleistungen etwas besser da als ein Sozialhilfeempfänger im Asylbereich. Doch in beiden Fällen kommen zusätzlich zur materiellen Grundsicherung noch weitere bedarfs- und situationsabhängigen Beiträge dazu. Beiden gemeinsam ist die Übernahme von krankheits- und behinderungsbedingten Kosten, die nicht durch eine andere Versicherung abgedeckt sind: insbesondere, aber nicht ausschliesslich Kosten für Zahnbehandlungen und Selbstbehalte. Diese Beiträge sind im Bereich der Ergänzungsleistungen bei 90 000 Franken gedeckelt, in der Sozialhilfe (theoretisch) nach oben unbegrenzt.

Hier enden die Ansprüche im Bereich der Ergänzungsleistungen. Nicht so jene in der Sozialhilfe, die der abgewiesene Asylbewerber erhält. Zahlenmässig bestimmbare weitere Bei-

träge, die bei der Sozialhilfe im Gegensatz zu den EL vergütet werden können, sind:

1— Sprachkurse in Deutsch als Fremdsprache. Die Asyl-Organisation Zürich (AOZ), ein mit der Asylanterbetreuung befasstes Unternehmen der Stadt, gibt die monatlichen Kosten eines solchen Kurses auf seiner Website mit 880 Franken pro Person an – ergibt 10 560 Franken im Jahr. Einwanderer ohne Sozialhilfe müssen solche Ausbildungen selbst berappen.

2— Zeigt ein Sozialhilfeempfänger Engagement bei der Eingliederung in den Arbeitsmarkt, so erhält er eine Integrationszulage von maximal 300 Franken pro Monat ausbezahlt.

3— Für Nichterwerbstätige übernimmt das Sozialamt den jährlichen Minimalbeitrag an die Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHV) in der Höhe von 480 Franken. Anders als bei Schweizern, die nach Beitragszahlungen an die AHV über 10 Jahre hinweg das Recht auf eine Altersrente erhalten, beträgt die Mindestbeitragsdauer für Personen im Asylbereich nur fünf Jahre. Ein heute sechzigjähriger Asylant kann also in fünf Jahren in die AHV wechseln, mit Anspruch auf Ergänzungsleistungen.

4— Die Kosten für eine Hausrat- und Privathaftpflichtversicherung werden übernommen (ca. 200 Fr. im Jahr).

Die Kosten dieser vier Leistungen summieren sich auf 14 840 Franken — zählt man sie zu den 29 352 Franken aus dem Bereich der materiellen Grundsicherung hinzu, so übertreffen die finanziellen Beiträge an den Asylanter bei weitem das, was ein Bezüger von Ergänzungsleistungen normalerweise geltend machen kann (es sei denn, er sei schwerkrank und pflegebedürftig).

Dazu kommen beim Asylanter individuell verschiedene und daher nur schwer zu beziffernde Bestandteile der Sozialhilfe. Bezahlt wird etwa die Wohnungseinrichtung. Zieht ein Sozialhilfeempfänger um, so bezahlt ihm die bisherige Wohngemeinde den Umzug, eine Monatsmiete am neuen Wohnort sowie die Mietkaution.

Im Ermessen der Sozialbehörde können weitere «situationsbedingte Leistungen» ausgerichtet werden. Diese weitläufige und schwer fassbare Kategorie liegt im Ermessen der Sozialbehörde und umfasst etwa die Übernahme von Reisekosten bei Arztbesuchen oder besondere Telekommunikationskosten zur Pflege «persönlicher oder verwandtschaftlicher Beziehungen». Solche All-inclusive-Pakete finanzieren auch AHV-Rentner in bescheideneren Verhältnissen mit ihren Steuern. *Florian Schwab*

Reklamationen» von Nelsons Lehrern nicht, wie sie ihren Sohn zu Hause unterstützen könnten. Aber es scheint Hoffnung zu geben: «Die Eltern möchten verstehen, welche Anliegen die Schule an sie hat.»

Der Familienberater scheint intensiv zu wirken. Er habe «mit den Eltern ihren Erziehungsstil reflektiert», so der Bericht. Mit ihnen sei besprochen worden, «dass sich beide bewusst Zeit für Nelson nehmen und Raum geben für ein positives Miteinander». Insbesondere habe der Familienbegleiter «mit Frau Ernesto

Nelson habe geäußert, so liest man, «dass es am besten sei, er würde sterben».

die Aufgabe entwickelt, Nelson täglich explizit positives Feedback zu geben».

Laut einer Ergänzung zum Standortbericht sieht es nur anderthalb Monate später plötzlich düster aus. Der Familie Ernesto wurde die Wohnung gekündigt. Und aufgrund «massiver Konflikte» stehen Vater und Mutter Ernesto vor der Trennung. Die Mutter braucht nun ebenfalls Unterstützung durch einen Psychotherapeuten. Nelson scheint es noch schlechter zu gehen. Er habe geäußert, so liest man, «dass das Leben für ihn keinen Sinn mehr machen würde und dass es am besten sei, er würde sterben».

Zudem verstärken sich die Konflikte der Eltern mit den beiden Töchtern. May lebt zwar noch immer im Heim, kehrt aber jeweils über das Wochenende nach Hause zurück. Dabei kommt es zu «Streitigkeiten» und sogar zu einer «tätlichen Auseinandersetzung». Die jüngere Zulaika hat indes begonnen, «von zu Hause wegzulaufen und tagelang nicht mehr nach Hause zu kommen», heisst es. Die Mutter habe deswegen sogar die Polizei eingeschaltet. Auch schwänzte Zulaika die Schule.

Die Erfolge der Familienbegleitung sind wegen all dieser Probleme in Frage gestellt. «Aufgrund der derzeit notwendigen Krisenbewältigung kann an den im Zwischenbericht genannten Zielen nur punktuell gearbeitet werden», liest man in der Ergänzung zum Bericht. Die Beratungsbesuche sollen deswegen aber nicht gestoppt, sondern – so die Empfehlung der Sozialfirma – noch verstärkt werden. Nötig seien nun zwei Einsätze pro Woche statt nur eines. Es gelte, «die bereits erzielten Fortschritte hinsichtlich Nelson zu stabilisieren».

Einige Tage später heisst die Wohngemeinde die Verlängerung der Familienbegleitung gut und spricht weitere 20 000 Franken. Fast gleichzeitig segnet sie auch die Finanzierung des Heimaufenthalts für Tochter May für ein weiteres Jahr ab – das macht weitere 112 000 Franken. Insgesamt dürften die Fremdplatzierung, die Therapien und die Begleitungen

allein die Wohngemeinde mehrere hunderttausend Franken gekostet haben.

Hohe Zahl «unglaublicher Geschichten»

Die drei Beispiele sind nicht etwa seltene Ausnahmen. Wie Vertreter von Migrationsbehörden bestätigen, häufen sich solche Fälle schon in mittelgrossen Gemeinden stark. Sie sprechen von einer hohen Zahl «unglaublicher Geschichten», was das Verhalten vormaliger Asylbewerber angeht. Über konkrete Fälle reden dürfen Behördenmitglieder aber nicht – das Amtsgeheimnis hindert sie daran.

Die unzähligen Begleitungen und Therapien, mit denen die Behörden fremdländische Migranten zu integrieren versuchen, werden häufig von spezialisierten Privatfirmen erbracht. Deren Personal erweckt in den Berichten fast immer den Anschein, seine Leistungen seien gerade im Begriff zu wirken. Regelmässig wird betont, die Massnahmen müssten unbedingt weitergeführt werden – ansonsten drohten grosse Schwierigkeiten. Müssen Rückschlüsse eingeräumt werden, ist das Anlass, nach noch umfangreicherer Begleitung zu rufen. Kein Wunder: Die «Sozialindustrie» hat jegliches Interesse, möglichst ausufernd zu beraten und zu therapieren. Die Rechnungen begleichen die Steuerzahler.

*Alle Namen wurden geändert.

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum 

Antwortalon

Weltwoche 2015

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich



Brief aus Bern

Flüchtlinge als ideales Ventil

Mit ihrer Politik der Angst schüren Rechtsparteien den Fremdenhass. Dass viele Bürgerliche ins gleiche Horn blasen, gefährdet die soziale Sicherheit unseres Landes. Sie sollten sich zur humanitären statt zur neoliberalen Schweiz bekennen.
Von Cédric Wermuth



Das Drama um die Flüchtlinge beherrscht dieser Tage das politische Geschehen und viele private Diskussionen. Auch rund um die Kommissionssitzungen im Bundeshaus kommt man nicht um die «Debatte» herum.

Man fragt sich erstaunt: Was passiert in der Schweiz? Woher kommt diese Herzenskälte? Woher der Hass? Dass es eine mal grössere, mal kleinere Gruppe rechtsextremer Spinner gibt, ist nichts Neues. Es ist gut, dass immer mehr Kommentatoren einen Aufstand gegen die Rechtsextremen fordern. Aber es ist eben nur die halbe Antwort. Die neue Qualität der Asylhetze besteht darin, dass sie bis weit in die Gesellschaft reicht. Wie konnte es so weit kommen, dass einst vernunftbegabte bürgerliche Parteien wie die FDP und die CVP heute auf dieser Welle reiten wollen? Objektiv betrachtet – und das gibt unter vier Augen auch jeder bürgerliche Politiker zu – ist das Gerede vom vermeintlichen «Asylchaos» völliger Schwachsinn. Das gesteht inzwischen sogar SVP-Bundesrat Maurer ein («Im Moment haben wir die Lage im Griff»). Die Kosten für das Asylwesen bewegen sich in der Grössenordnung von einem Siebzigstel dessen, was die Schweiz über Nacht für die Rettung der UBS ausgegeben hat. In ärmeren Ländern wie zum Beispiel dem Libanon sind inzwischen 25 Prozent der Bevölkerung Flüchtlinge. Das ist die Krise. Hier gibt es sie nicht. Tatsächlich handelt es sich dabei um eine zynische politische Strategie des Klassenkampfes von oben.

Die Treiber von Fremdenhass sind Angst und Unsicherheit. Und wir leben heute in einer Gesellschaft, die von Angst vor der Zukunft geprägt ist. Angst vor dem Jobverlust, Angst vor dem Zusammenbruch der Sozialversicherungen, Angst davor, dass unsere Kinder es einmal schwieriger haben werden als wir, Angst davor, dass wir in einer Welt leben, die zunehmend unserer Kontrolle entgleitet. Nicht nur unsere persönlichen Biografien scheinen immer mehr Brüche zu erfahren – die ganze Welt bricht mit ihren Katastrophen von der Klima- über die Finanz- bis zur Flüchtlingskrise regelrecht über uns herein. Ein Gefühl von (politischer) Ohnmacht macht sich breit, der Eindruck, wir würden die Kontrolle über das verlieren, was mit uns geschieht. Im besten Fall resultiert daraus politische Abstinenz. Im schlechteren



Einbruch ins kalte Marktmodell: Ankunft von 15 Flüchtlingen in Buchs am 1. September.

Fall verlieren Menschen in prekären Verhältnissen die Fähigkeit zur Empathie. Wer ständig damit beschäftigt ist, seine Position auf einem schlingernden Schiff gegen die anderen zu behaupten, hat wenig übrig für Solidarität.

Karl Marx hat den Kapitalismus als eine Phase bezeichnet, die gekennzeichnet ist durch «die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung». Die historische Antwort auf diese Epoche der Umbrüche war das Erstarken der sozialdemokratischen Bewegung. Deren Errungenschaften wie Arbeitsgesetze, Sozialwerke, Altersversicherungen, Gesamtarbeitsverträge, Ausweitung der Frauenrechte haben diesem Wandel eine erträgliche Kadenz und einen überschaubaren Ordnungsrahmen aufgezwungen. Dieser steht heute politisch zum Abschuss frei. Die Marktradikalen machen

sich daran, die sozialen Errungenschaften des 20. Jahrhunderts frontal anzugreifen.

Das Projekt von Angst, Unsicherheit und Ohnmacht – kurz: der Neoliberalismus – entsteht nicht zufällig, es ist die Folge einer bewussten politischen Entscheidung. Nach dem Ende der Systemkonkurrenz durch die Sowjetunion steht nur noch der (nationale) Sozialstaat dem Umverteilungsprojekt von unten nach oben im Wege. Das Problem ist nur: Wie bringt man eine Gesellschaft dazu, ihre sozialen Errungenschaften wie Gesundheitssystem, Arbeitssicherheit und Sozialversicherungen in Frage zu stellen? Wie also bringt man die Menschen dazu, gegen ihre eigenen Interessen zu handeln? Nun, eben: Angst, Unsicherheit, Ohnmacht. Wer Angst vor der Zukunft hat, nicht weiss, ob es morgen noch schlechter gehen wird, und sich dagegen nicht wehren kann, der lässt sich seinen Anteil

am gesellschaftlichen Reichtum nehmen, in der Hoffnung, der Albtraum möge dann endlich ein Ende haben. Die Strategie hat Erfolg: Die Vermögen an der Spitze unserer Gesellschaft explodieren, die unteren und mittleren Einkommen halten schon lange nicht mehr Schritt. Eine kleine Minderheit bedient sich immer schamloser am gemeinsam erwirtschafteten Reichtum.

Die Geschichte hat aber einen Haken. Eine Gesellschaft, die die Sicherheit ihrer Mitglieder nicht mehr gewährleisten kann, beginnt, Abwehrreflexe zu entwickeln. Und die Gefahr für die Eliten ist gross, dass sich dies in der Forderung nach mehr sozialer Gerechtigkeit entlädt. Es ist kein Zufall, dass die Zahl der Volksinitiativen in diese Richtung genau nach der Finanzkrise zugenommen hat (1:12, Mindestlöhne, Grundeinkommen, Erbschaftssteuer). Eine Strategie, das zu verhindern, besteht darin, einen Schuldigen zu finden. Und der wurde

Man kann ihnen den drohenden Untergang des Abendlandes in die Schuhe schieben.

gefunden: Mal ist es Europa, mal sind es die Scheininvaliden, mal die Muslime. Flüchtlinge sind das «ideale» Ventil: Man kann sie für alles verantwortlich machen, und sie können sich nicht wehren. Man kann ihnen den drohenden Untergang des Abendlandes bestens in die Schuhe schieben. Schliesslich hat noch kaum einer der «Das wird man ja wohl noch sagen dürfen»-Schweizer je einen Flüchtling aus näher als fünf Meter Abstand gesehen. Sind erst die unten das Ziel der politischen Attacke, geraten die Verantwortlichen oben aus dem Schussfeld. Das ist die Strategie der SVP. Die Frage ist aber: Wie konnten Parteien wie die FDP und die CVP, wie konnte ein Grossteil des bürgerlichen Lagers sich diesem zynischen Projekt anschliessen?

Ist Ihnen schon mal aufgefallen, in welcher Sprache heute über Flüchtlingspolitik gesprochen wird? Davon, dass die Schweiz «zu attraktiv» sei für Flüchtlinge. Dass man die «Kosten» für die Schlepperbanden erhöhen müsse. Kommt Ihnen diese Sprache bekannt vor? Es ist die Sprache der Mainstream-Ökonomie. Es ist die Sprache von Angebot und Nachfrage, von Marktpreisen und Standortwettbewerb, es ist die Sprache der marktradikalen Ideologen. Die Ideologie der Marktradikalität bildet eine entscheidende Grundlage dafür, dass die derzeitige Welle der Fremdenfeindlichkeit die Mitte der Gesellschaft erreichen konnte. Ihre technokratische Sprache bietet eine Möglichkeit, die Fremdenfeindlichkeit in einen scheinbar vernünftigen, ökonomisch rationalen und damit breit akzeptierbaren Diskurs zu kleiden. Wir lassen es bereits seit Jahren zu, dass jeder Politikbereich, jeder Teil unserer Umwelt nach und nach dem ökonomistischen Nutzenkalkül unterworfen wird: von der Gesundheitspolitik bis zur

Bildung, von der Fallpauschale bis zum Punkte sammeln an den Universitäten. Überall hören wir, wir würden mehr Markt, mehr Wettbewerb, mehr Konkurrenz, mehr Egoismus brauchen. Der Markt wird offenbar zum Ordnungsprinzip für alle Bereiche unseres Lebens. Es ist wenig überraschend, dass dieses Marktmodell auch in der Migrationspolitik angewendet wird.

Der Markt kennt keine Empathie, sondern Preise. Keine Menschen, sondern Konsumenten. Wird das Marktmodell zum Ordnungsprinzip, kann es nicht mehr darum gehen, die Spielregeln zu verändern, sondern nur noch darum, die Position des Migrationsunternehmens Schweiz so oder anders auf dem globalen Markt zu verbessern. In dieser Logik lassen sich plötzlich beinharte Asylgesetzrevisionen und Abwehrmassnahmen rechtfertigen, weil sie harmlos und wissenschaftlich untermauert klingen.

Dieser Diskurs ist allerdings brüchig und keineswegs unangreifbar. Er hat einen entscheidenden Schwachpunkt: Empathie. Empathie für die Flüchtlinge bricht dort in das kalte Marktmodell ein, wo es seine Schwachstelle hat. Empathie verunmöglicht eine Abstraktion hinter den Floskeln von «Attraktivität» und «Flüchtlingswellen». Sie kann eine Debatte jenseits steriler Gesetzesartikel menschlich machen. In diesem Sinne ist jede Protestaktion, jeder zivile Ungehorsam gegen Ausschaffungen, jede Lichterkette, jeder Kontakt zwischen Flüchtlingen und Einheimischen ein wichtiger Schritt. Die Strategie, über Asylfragen zu schweigen, um der Debatte auszuweichen, ist falsch. Genauso wie es falsch ist, sich diesem Diskurs zu unterwerfen und die «Sorgen ernst nehmen zu wollen». Diskurse werden verändert, indem man sie in Frage stellt, nicht, indem man sie mitmacht.

Es gibt keinen Kampf gegen den Fremdenhass ohne Kampf gegen das neoliberale Projekt. Wenn wir als Gesellschaft zur Ruhe kommen wollen, müssen wir die Politik der Angst und die Ohnmacht überwinden. Solange das Umverteilungsprojekt von unten nach oben weitergeht, so lange werden wir die Spirale weiter anheizen. Wir müssen Sozialstaaten ausbauen, nicht abbauen. Wir müssen Arbeitszeiten regulieren, nicht freigeben. Wir müssen den Kündigungsschutz ausbauen, die Leistungen der Krankenversicherungen halten, die Angriffe auf die Renten und Sozialwerke abwehren. Erst wenn die Sicherheit für die eigene Zukunft zurückkehrt, entziehen wir dem Hass seine Grundlage.

Hier liegt die Verantwortung der bürgerlichen Parteien: Sie müssen sich entscheiden. Man kann nicht den Fünfer und das Weggli haben – eine humanitäre Schweiz und eine neoliberale Schweiz beißen sich. Nur mit einer Rückkehr zu einer Politik des sozialen Ausgleichs können wir langfristig die Fremdenfeindlichkeit bekämpfen.

Cédric Wermuth, 29, ist SP-Nationalrat.

A discrétion

Von Alex Reichmuth — EU-Bürger können problemlos in den Sozialstaat Schweiz einwandern.

Ein italienischer Staatsangehöriger kommt in die Schweiz. Er kann einen unbefristeten Arbeitsvertrag bei einem hiesigen Unternehmen vorweisen. Gemäss den Regeln der EU-Personenfreizügigkeit erteilen ihm die Behörden eine Aufenthaltsbewilligung B. Der Italiener erscheint aber nicht an seiner neuen Stelle – an keinem einzigen Tag. Sein Arbeitgeber entlässt ihn darum sofort. Der Entlassene geht jetzt auf das Sozialamt und macht geltend, über keine Einnahmen und kein Vermögen zu verfügen. Weil er eine gültige Schweizer Aufenthaltsbewilligung hat, erhält er Sozialhilfe. Weil seine B-Bewilligung fünf Jahre gültig ist, kann der Mann bis zu fünf Jahre lang auf Kosten der Schweiz leben.

Diese Geschichte ist nicht etwa konstruiert. Sie hat sich tatsächlich so zugetragen und beruht auf den Angaben der Behörden einer Gemeinde im Mittelland. Die Geschichte ist auch kein Einzelfall: Diese Gemeinde verzeichnet regelmässig Fälle, in denen EU-Bürger dank der Personenfreizügigkeit direkt in den Schweizer Sozialstaat einwandern. Nicht immer gehen sie ganz so dreist vor wie der erwähnte Italiener. Die neu rekrutierten Mitarbeiter aus EU-Staaten erscheinen meist einige Tage an ihrem Arbeitsplatz, verhalten sich dort aber so unmöglich, dass sie noch während der Probezeit rausfliegen. Und schon gibt es Geld vom Sozialamt. Dank der B-Bewilligung, garantiert durch die Personenfreizügigkeit. So hat es etwa ein deutsches Ehepaar gemacht, das zuvor schon im Heimatland von Sozialgeld gelebt hatte.

Alles legal

Es ist kaum anzunehmen, dass die erwähnte Gemeinde die einzige ist, in der arbeitsunwillige EU-Migranten den Schweizer Sozialstaat à discrétion nutzen. Rechnet man die konkreten Fälle in dieser Gemeinde auf die Einwohnerzahl der Schweiz hoch, muss man landesweit von jährlich über tausend gleichen Fällen ausgehen. Mit anderen Worten: Täglich wandern EU-Bürger in die Schweiz ein und profitieren ohne Gegenleistung von den hiesigen Honigtöpfen. Das kostet die arbeitende Schweizer Bevölkerung jährlich vermutlich Dutzende Millionen Franken.

Missbrauchen solche Ausländer den Sozialstaat? Mitnichten. Es handelt sich um völlig legalen «Gebrauch» der geltenden Regeln. Solche Zuwanderer profitieren lediglich von den Anreizen, die ihnen das geltende Recht setzt.



Andere Prioritäten: Maurer posiert, Leuthard pflanzt Berg-Ahorn, Widmer-Schlumpf fährt Kutsche, Schneider-Ammann besichtigt Firmen.

Bundesrats-WG im Wahlfieber

Bundesräte sollen sich nicht aktiv in den Wahlkampf einmischen. So steht es im Verhaltenskodex. Trotzdem touren die Mitglieder der Landesregierung munter als Wahlkämpfer durchs Land. Man kann sie inzwischen für jeden Unfug buchen. *Von Hubert Mooser*



Es sah schon fast nach Arbeitsverweigerung aus: Die Bundesratssitzung vom 26. August war nach weniger als zwei Stunden vorüber und das wichtigste Traktandum, die Volksinitiative «Ja zum Schutz der Privatsphäre», ohne grosses Wenn und Aber versenkt.

Die Initiative will das Bankgeheimnis für Inländer in der Verfassung verankern. Der Bundesrat hat schon vor Monaten kundgetan, dass er nicht sehr begeistert ist von der Idee. Und so war die Geschichte schnell abgearbeitet.

Seit die Sommerpause vorüber ist, hat die Landesregierung ohnehin andere Prioritäten als das blosses Regieren. Die Bundesrats-WG steckt im Wahlfieber. Und wie. Je näher die Parlamentswahlen rücken, desto kürzer wird die bundesrätliche Traktandenliste. Nach altbewährter Strategie und Tradition meidet

das Gremium politische Minenfelder. «Vor Wahlen ist es schwieriger, im Bundesrat Mehrheiten zu bilden», erklären regierungnahe Kreise. Darum bräuchten Bundesräte, wenn es nicht pressiere, keine umstrittenen Geschäfte zur Entscheidung.

Ueli Maurer im Glück

Wer es trotzdem versucht, wie Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann letzte Woche, holt sich Beulen. Der Wirtschaftsminister wollte – wohl etwas plump – einen ganzen Strauss an Vorstössen von FDP-Parteileuten, unter anderen von Nationalrat Andrea Caroni aus Appenzell Ausserrhoden, zu Bürokratieabbau und Wettbewerb durchwinken lassen. In einem Falle ruderte er nach Einwänden der anderen Bundesräte selbst zurück. Die vier anderen von ihm gepuschten Motionen und Postulate beerdigte der Bundesrat dann in der Abstimmung.

Ueli Maurer hatte für einmal mehr Glück: Er beantragte zusätzliche dreissig Millionen Franken für die Beschaffung des neuen Luftabwehrsystems. Der Kauf werde über ein Generalunternehmen ausgeführt, was Mehrkosten bringe, argumentierte der Verteidigungsminister. Zwar gab es auch hier Einwände von Doris Leuthard, Simonetta Sommaruga und Eveline Widmer-Schlumpf, Maurer bekam das Geld trotzdem – weil sein Antrag nicht den Eindruck einer parteipolitisch motivierten Wahlpropaganda erweckte.

Die wirklich heissen Eisen liegen jedoch bis nach den Wahlen in den Schubladen. Zum Beispiel das EU-Dossier: Schon vor den letzten Wahlen hatten Bundesrat und Parlament das Thema gemieden, weil man der SVP keine Steilvorlage servieren und eine Konfrontation vermeiden wollte. Über diese Verschleppungstaktik regen sich aber inzwischen selbst

EU-Turbos wie SP-Nationalratskandidat und alt Botschafter Tim Guldemann öffentlich auf. Statt Optionen zu prüfen, solle der Bundesrat doch endlich entscheiden, was zu tun ist, kritisierte Guldemann.

Dass der Bundesrat bei allen heiklen europapolitischen Dossiers auf Zeit spielt, war bisher mehr eine Vermutung. Seit einer Woche ist es Gewissheit: Die beiden Aushängeschilder der PR-Organisation «Vorteil Schweiz», die Unternehmer Hansjörg Wyss und Jobst Wagner, sind laut einer von der *Sonntagszeitung* abgedruckten E-Mail von zwei Bundesräten angehalten worden, mit ihrer Kampagne für den bilateralen Weg (offiziell) und gegen die Masseneinwanderungsinitiative (inoffiziell) erst nach den Wahlen zu starten. Einer dieser Bundesräte soll Schneider-Ammann gewesen sein. Das wurde bis heute von seinem Departement nicht öffentlich dementiert.

Von Zurückhaltung keine Spur

Wie sich Bundesräte im Wahlkampf verhalten sollen, ist in einem etwas schwammig formulierten Verhaltenskodex, den sogenannten bundesrätlichen Aide-Mémoires, festgehalten. Bundesratssprecher André Simonazzi erinnert jedes Mal daran, wenn das Thema wieder hochkocht. «Im Vorfeld von eidgenössischen Wahlen und Abstimmungen üben die Mitglieder des Bundesrates im Zusammenhang mit parteipolitischen Aktivitäten eine gebührende Zurückhaltung aus.»

Von Zurückhaltung keine Spur: Aufmerksamkeit ist alles, und dafür sind die Landesväter und Landesmütter vor Parlamentswahlen zu jedem Unfug bereit. Brav stellt sich Verteidigungsminister Ueli Maurer mit der SVP-Parteispitze und dunkler Sonnenbrille zum Fotoshooting in die Reihe. Auch Bundesrat Alain Berset kann man vor Wahlen für jeden Firlefanz buchen – zum Beispiel als Chefredaktor für eine Ausgabe der *Schweizer Illustrierten*. Die besagte SI-Ausgabe trieft dann von Lobhudeleien für den SP-Bundesrat.

Alle Bundesräte sind vor den Wahlen auf Achse, aber nicht im Dienst von Volk und Vaterland.

Bei der 200. Sendung von «Donnschtig-Jass» beim Schweizer Fernsehen klopfte Bundesrätin Doris Leuthard einen «Differenzler». Eveline Widmer-Schlumpf geht in den Circus Knie. Schneider-Ammann rauscht von Schulklassen zu Vorzeigeunternehmen.

Dabei sind die drei Bundesrätinnen und vier Bundesräte nicht ins Amt gewählt worden, um für ihre Parteien zu weibeln, sondern um das Land zu regieren. Im Abstimmungskampf zur Initiative «Volkswahl des Bundesrates» vor zwei Jahren lehnte die Landesregierung die Initiative mit der scheinheiligen Befürchtung

ab: Bei einer Annahme bestehe die Gefahr, dass sich Mitglieder des Bundesrates im parteipolitischen Wahlkampf verheddern könnten. Die individuelle Profilierung schade der Konkordanz. Von wegen.

Mit der gleichen Unverfrorenheit, mit der Bundesräte selbst zu Parteienlässen mit dem Armeehubschrauber anreisen oder sich mit Steuergeldern eine De-luxe-Stereoanlage in die Dienstlimousine einbauen lassen (beide Male Berset), betreiben sie trotzdem Wahlkampf – auf Kosten der Steuerzahler natürlich.

Metzlers und Deiss' Roadshow

Wahlkampf machen aber immer nur die anderen. Selber halte man sich zurück, bekommt man in den Departementen zu hören. Zu einer schon fast verwegenen Erklärung schwingt sich der Stabsmitarbeiter eines links regierten Departementes auf. Die Bundesräte könnten gar nicht anders, als im Wahlkampf mitzumischen, weil die SVP mit ihren Angriffen auf den Bundesrat das Gremium «fragilisiere». Mit anderen Worten: Die SVP ist schuld, dass die Bundesräte in den Wahlkampf ziehen.

Angefangen hat damit aber nicht die SVP, sondern die CVP. Im Wahljahr 2003 schickte die Partei ihre damaligen Bundesräte Joseph Deiss und Ruth Metzler mit einer Roadshow kreuz und quer durchs Land. Geholfen hat es nicht viel. Die Partei verlor 2003 nicht bloss die Wahlen, sondern auch einen Bundesratsplatz. Das Beispiel machte jedoch Schule und wurde durch die Inszenierung der FDP-Delegiertenversammlung in Sursee im Stile einer US-Wahlkampfparty jetzt noch übertroffen. Wie Rockstars feierte die FDP ihre zwei Bundesräte – man weiss nur nicht genau warum. Im Bundesrat sind die beiden alles andere als Rockstars.

Merkwürdigerweise hinterfragen die Medien das Engagement von Bundesräten im Wahlkampf erst dann, wenn ein Vertreter der SVP den Kopf zu weit hinausstreckt. Vor acht Jahren drehte man alt Bundesrat Christoph Blocher einen Strick daraus, dass seine Partei mit seiner Person Wahlkampf machte. Im letzten Jahr echauffierte sich die Zeitung *Bund* darüber, dass sich Bundesrat Ueli Maurer mitten im Wahlkampf zu den Grossrats- und Regierungsratswahlen bei einer Wahlveranstaltung des SVP-Kreisverbands Interlaken-Oberhasli zeigte. Und als Maurer letzte Woche zum 100-Jahre-Jubiläum des Hauseigentümergeverbandes auch auf die Zuwanderung und die EU zu sprechen kam, entrüstete sich prompt der *Tages-Anzeiger*, Maurer befinde sich im Wahlkampfmodus.

Berset kann dagegen bei der *Aargauer Zeitung* wenige Wochen vor den Parlamentswahlen vorbeischauchen und im Interview zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative sagen: «Man kann einen Partner nicht zu Verhandlungen zwingen, selbst dann nicht, wenn

man es in die Verfassung schreibt.» Leuthard darf sich am Sommerparteitag im Wallis empören: «Wir können nicht länger zuschauen, wie Menschen stranden, sterben und irgendwo in einem Lastwagen wie Ware abgestellt werden.» Warum wurde weder Berset noch Leuthard vorgehalten, sie foutierten sich um den Verhaltenskodex des Bundesrates?

Wie war das noch bei Bundesrätin Simonetta Sommaruga, als diese 2007 in einem Wahlprospekt Ständeratskandidatin Ursula Wyss in die Kleine Kammer zu rühmen versuchte?

Fakt ist: In den Wochen vor den Wahlen sind alle Mitglieder der Bundesrats-WG pausenlos auf Achse – aber nicht im Dienste von Volk und Vaterland, sondern von Partei und Klientel, und das nicht zu knapp. CVP-Bundesrätin Leuthard brettet im Fond ihres Tesla vom Auslandschweizer-Kongress in Genf zur Eröffnung des Lucerne Festival in die Zentralschweiz und zum Partei-Showdown ins Wallis. Von Eveline Widmer-Schlumpf heisst es, sie sei bei jeder kantonalen Parteiversammlung der BDP zugegen.

Die Prosecco-Bundesräte Berset und Sommaruga marschieren beim Filmfestival in Locarno auf zum Gruppenfoto und Apéro mit dem Ringier-Marionettisten Frank A. Meyer und ein paar verblichene deutschen SP-Grössen wie Gerhard Schröder. Gleich vier Bundesräte

Blocher drehte man einen Strick daraus, dass seine Partei mit ihm Wahlkampf machte.

besuchen vor den Wahlen den kleinen Kanton Solothurn: Leuthard, Berset, Schneider-Ammann und Widmer-Schlumpf. Der Grund: Der Kanton Solothurn hat in der kommenden Wahlperiode einen Nationalratsplatz weniger zu vergeben, entsprechend intensiv ist der Verteilungskampf. Die Präsenz von Bundesräten soll deshalb mehr Aufmerksamkeit bringen.

Überall – nur nicht in Bern

Und das ist noch nicht alles: Meistens kommen die Bundesräte nicht mit leeren Händen. Es ist wohl kein Zufall, wenn kurz vor den Wahlen Leuthard am Swiss Radio Day ankündigt, die Privatradios bekämen ab 2016 mehr Geld. Berset eilt, einen Tag nachdem die Sozialkommission des Ständerats seine Rentenreform verabschiedet hat und nebenbei künftigen Rentnern monatlich siebzig Franken mehr AHV gewährte, in den Kanton Aargau, um dort vor der Pro Senectute Aargau die frohe Botschaft persönlich zu verbreiten. Schneider-Ammann erhört den Ruf der Unternehmen und baut die Innovationsförderung aus.

Die Mitglieder der Bundesrats-WG sind im Wahljahr überall in der Schweiz, aber nur nicht dort, wo sie eigentlich sein sollten und wofür sie gewählt wurden: beim Regieren in Bern. Das trotz einer angeblich gedrängten Agenda. ○

Der Preis der Regulierung

Gesetzliche Vorschriften belasten KMU mit unproduktiven Kosten. Die Regulierungswut kostet uns jährlich rund zehn Prozent des Bruttoinlandprodukts. Das muss ein Ende haben.

Von Hans-Ulrich Bigler



Fleisch und Brot werden durch diese administrative Selbstbeschäftigung einen Deut besser.

Wer unnötige Regulierungen und damit die administrative Belastung reduziert, lässt die Wirtschaft wachsen – das ist strategisches Kerngeschäft des Schweizerischen Gewerbeverbandes (SGV). Der SGV hat deshalb Druck auf den Bund ausgeübt, systematisch die Kosten zu erfassen, die aus den Regulierungen entstehen. Das Resultat war ein Bericht, den der Bund 2013 veröffentlichte und der erstmals eine detaillierte offizielle Schätzung der staatlichen Regulierungen für die Unternehmen beinhaltet.

Die Ergebnisse sind erschütternd: Allein um zwölf Bereiche wie Mehrwertsteuer, Rechnungslegung und Revisionsaufsicht, Baurecht, Umweltrecht und Arbeitssicherheit zu regeln, fallen bei Schweizer Unternehmen jährlich 10 Milliarden Franken Regulierungskosten an. Und das betrifft nur die zwölf Bereiche, die der Bund auf Bundes-

ebene errechnen liess. Werden alle anderen Bereiche des Bundes sowie alle Regulierungen auf kantonaler und kommunaler Ebene hier noch eingerechnet, ergeben sich Kosten

Im Baubereich gibt es 140 000 Gesetzes- und Verordnungsartikel, die oft einzig Kosten verursachen.

in der Höhe der genannten 50 bis 60 Milliarden Franken jährlich, die 10 Prozent unserer Wirtschaftsleistung wegfressen.

Kampf gegen Windmühlen

Wie aber kommt es, dass wir uns jeden zehnten in unserem Land erwirtschafteten Franken selber wieder zunichtemachen? Das lässt sich einfach am Beispiel des revidierten Lebensmittelgesetzes aufzeigen. Denn

seit dieses in Kraft ist, vergeuden Fleischverarbeiter und Bäcker viel Zeit und damit Geld mit dem Ausfüllen von Formularen. Anstatt ihre Energie auf die Produktequalität und die Lebensmittelsicherheit lenken zu können, schreiben sie minutiös die Temperaturen in sämtlichen Verarbeitungsräumen auf. Fleisch und Brot werden durch diese administrative Selbstbeschäftigung keinen Deut besser. Bäcker und Fleischverarbeiter haben das ureigene Interesse, die Qualität in ihren Betrieben hoch zu halten. Formulare auszufüllen, um einen Bundesordner zu füttern, ist dabei nicht förderlich. Eindrücklich ist unsere Gesetzgebungsmaschinerie auch im Baubereich. Allein dort gibt es 140 000 Gesetzes- und Verordnungsartikel, die häufig als sinnlose Überregulierungen einzig Kosten verursachen.

Der Gesetzgeber ist aber nicht alleine verantwortlich für die teure Regulierungslawine. Ein grosser Gehilfen, der massiv zu den Überregulierungen beiträgt, ist ihm auch die Verwaltung. Diese verursacht viel unnötige Bürokratie, indem sie bei beschlossenen Gesetzen in der Umsetzung in regulatorischen Eifer verfällt. Sehr häufig entsprechen diese von der Verwaltung produzierten Überregulierungen in keiner Art und Weise der ursprünglichen Intention des Parlamentes. Auch hier gibt es anschauliche Beispiele.

Eine vom Parlament beschlossene Motion verlangte das Verbot der Gratisabgabe von Plastiksäcken. Das Bundesamt für Umwelt (Bafu) wollte im Anschluss in Ausweitung der eigenen Kompetenzen zunächst eine Abgabe einführen und dann dieses Verbot auf sämtliche Tragtaschen ausdehnen. Aus einer ohnehin zweifelhaften Verbotsvorlage wäre eine umfassende Abgabenvorlage gemacht worden, und das Verbot wäre weiter ausgedehnt worden, legiferiert durch die Verwaltung auf Verordnungsebene ohne entsprechende Ermächtigung vom Gesetzgeber. Konkret hätte das geheissen, dass der Händler von jedem Kunden für jedes Säckli eine Abgabe verlangen, darüber eine separate Buchhaltung führen und dann abrechnen müsste, wie viel Geld er dem Bund zu überweisen hat. Eine solche Vorschrift generiert sinnlose und völlig unnütze administrative Belastung für die KMU. Der SGV wehrte sich stark gegen dieses Vorgehen und bestand darauf, dass die Motion nicht auf dem Verordnungsweg durch die Verwaltung abgehandelt

wird, sondern dass ein Vorschlag zurück ans Parlament gehen muss. Nach fast zwei Jahren Diskussion und Druck von Seiten des SGV hat das Bafu erst diesen Sommer eingelenkt.

Was aber kann getan werden, damit sich das Übel der immer stärker um sich greifenden Bürokratie und der grassierenden Regulierungskosten nicht noch weiter ausdehnt? Es darf nicht länger sein, dass den KMU immer mehr Auflagen und Vorschriften gemacht sowie zusätzliche Sonderaufgaben aufgebürdet werden. Klar ist aber auch: Der Kampf gegen die Regulierungskosten gleicht einem Kampf gegen Windmühlen. Einem Kampf, der immer andauern wird und der nie restlos gewonnen werden kann. Umso wichtiger sind die Zwischenerfolge, die es zum Glück gibt.

So konnten in den letzten beiden Jahren mit dem Präventionsgesetz und dem Kartellgesetz zwei eigentliche Regulierungsmonster zu Fall gebracht werden. Es ist dem SGV gelungen, politische Mehrheiten im Parlament gegen diese Ungetüme an Bürokratie und Regulierungskosten zusammenzubringen.

Ein weiterer Erfolg ist die Anhebung der Kriterien beim Rechnungslegungsrecht, die dank aktiver Lobbyarbeit erreicht werden konnte. Ansonsten würden KMU mit weniger als 50 Mitarbeitern heute gegen eine Milliarde Franken zusätzlich an Regulierungskosten tragen.

Ein Zwischenerfolg ist auch das Einlenken des Bundesrats auf die Forderung des SGV, dass künftig im Rahmen von Vernehmlassungsverfahren jede Regulierung auf ihre Kosten und die KMU-Verträglichkeit hin überprüft werden muss. Bei der Umsetzung blieb dieses Zugeständnis bisher jedoch toter Buchstabe. Damit sich das ändert, fordert der Schweizerische Gewerbeverband eine unabhängige

Zu prüfen ist ein Vetorecht des Parlaments, wenn die Verwaltung über die Stränge haut.

Stelle, welche die Messung der Regulierungskosten vornimmt. Sie muss die Befugnis haben, Regulierungskostenmessungen und KMU-Verträglichkeitstests gemäss den bestehenden Weisungen des Bundesrates anzuordnen, durchzusetzen und zu überprüfen. Nur so lässt sich die Transparenz bezüglich neuer Regulierungskosten und neuer administrativer Belastung erhöhen.

Der Bundesrat kennt das Potenzial

Jede Regulierung hat ein «Preisschild». Dieses muss bekannt sein. Denn je früher und deutlicher die politischen Akteure über die Kostenfolgen von Regulierungen informiert sind, desto genauer überprüfen sie auch den Inhalt

dieser Regulierungen und desto präziser können sie intendierte Regulierungen im Spiegel ihres «Preisschildes» beurteilen.

Zu prüfen ist weiter ein Vetorecht des Parlaments, wenn die Verwaltung in ihrem Hang zu gesetzgebender Perfektion über die Stränge haut. Denn oftmals entsprechen diese Überregulierungen in keiner Art und Weise der ursprünglichen Absicht des Parlamentes.

Die Staatsmaschinerie wird in der Produktion von administrativen Formalitäten nicht durch effektvolle Einzelaktionen, sondern durch Hartnäckigkeit, Beständigkeit und aufmerksame Beobachtung gebremst. Das hat sich der SGV auf die Fahne geschrieben.

Der Schweizerische Gewerbeverband verlangt, dass diese Schritte und Massnahmen zur Senkung der Regulierungskosten umgehend angepackt und in die Wege geleitet werden. Der Bundesrat kennt das Potenzial, weil die Exekutive selber dieses vorgeschlagen hat. Darüber hinaus sind weitere Senkungspotenziale zu identifizieren, und auf kostspielige Regulierungsprojekte ist zu verzichten.

Hans-Ulrich Bigler ist Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbands und FDP-Nationalratskandidat im Kanton Zürich.



Es gibt nicht die Belegschaft.
Es gibt nicht das KMU.

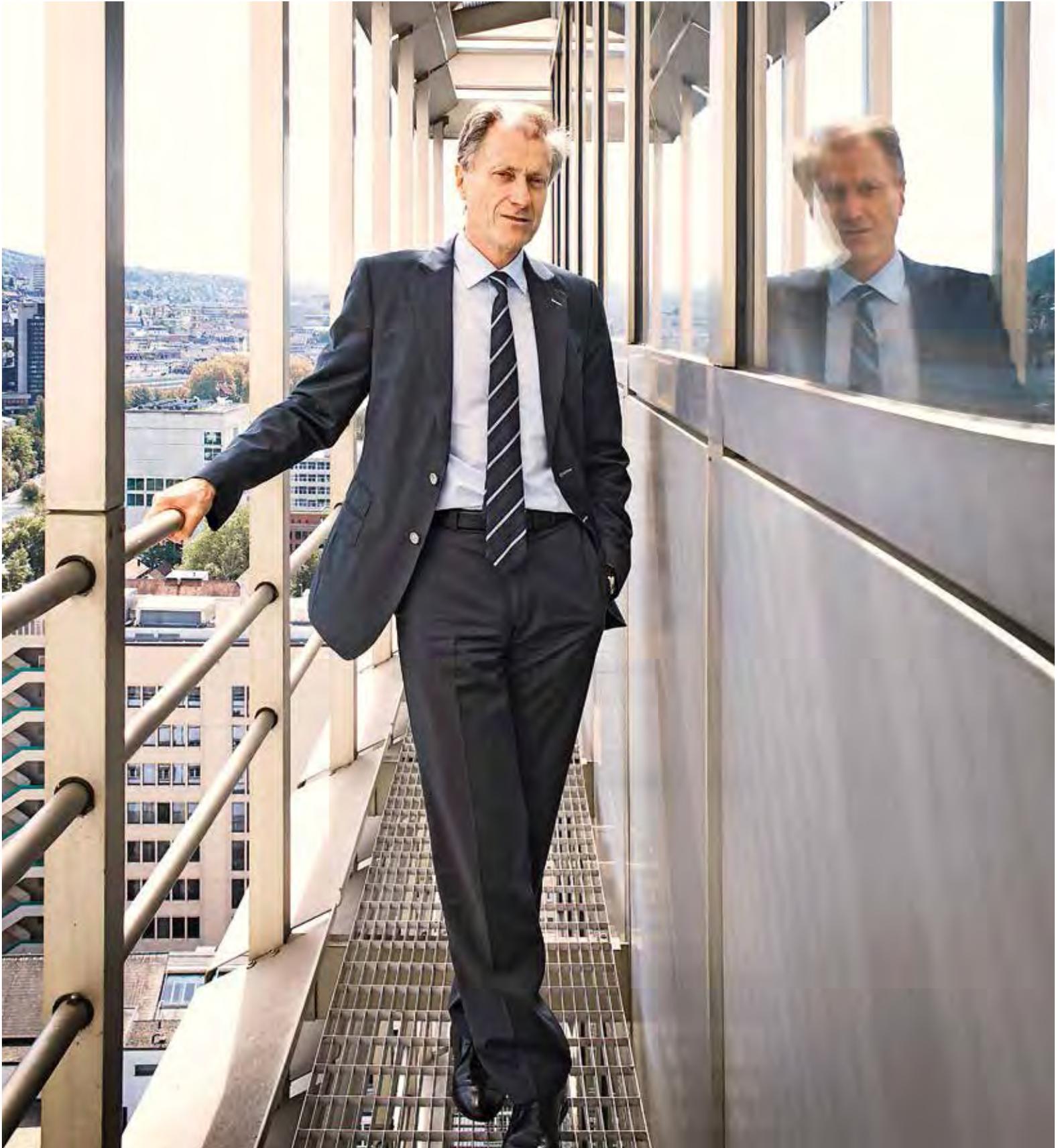
Jedes Unternehmen ist einzigartig. Deshalb bieten wir Ihnen passgenaue Versicherungslösungen, die Sie vor den finanziellen Folgen krankheits- oder unfallbedingter Abwesenheiten schützen.

Lassen Sie sich von uns beraten per Telefon 058 277 18 00 oder auf www.css.ch/unternehmen. **Ganz persönlich.**



Im Geist des Revoluzzers

Supermarkt-Ketten gibt es überall, aber nur in der Schweiz gibt es eine Institution wie die Migros. Sie ist ein Spiegelbild des Landes. Für ihren Chef Herbert Bolliger liegt hier das Geheimnis ihres Erfolges.
Von Wolfgang Koydl und Vera Hartmann (Bild)



«Fleisch hätte meine Mutter nie in der Migros gekauft»: Migros-Chef Bolliger.

Auf seiner Visitenkarte braucht Herbert Bolliger ein wenig mehr Platz als seine Kollegen von Nestlé, Novartis oder Swatch. Reichen bei ihnen die drei Buchstaben CEO hinter dem Namen, muss er weiter ausgreifen, wenn er seine Funktion beschreiben will: Er ist Präsident der Generaldirektion des Migros-Genossenschaftsbundes.

Wer sich bei diesem Titel an den real untergegangenen Sozialismus mit seinem Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets erinnert fühlt, liegt gar nicht einmal so falsch. Denn wie in kommunistischen Regimes ähnelt die Migros tatsächlich einer Art von volkseigenem Betrieb – mit mehr als zwei Millionen Eignern und einer verwirrenden Vielfalt diverser Gruppen, Gremien und Gesellschaften, die alle ein Wort mitzureden haben.

Ähnlich wie ein derartiger Volksbetrieb dürfte auch ein Konstrukt wie die Migros eigentlich gar nicht marktwirtschaftlich funktionieren. Und eigentlich ist Herbert Bolliger nur dem Namen nach der Chef, sonst aber eher so etwas wie der Bundespräsident: ein Erster unter Gleichen. Mit harter Hand einfach mal durchgreifen, das kann weder der eine noch der andere. Dennoch – oder gerade deshalb – schlägt sich die grösste Einzelhandelskette der Schweiz neunzig Jahre nach ihrer Gründung ausgezeichnet in der hart umkämpften Branche. Dieser Erfolg ist nicht zuletzt Bolliger zu verdanken, der die Migros mit ihren mehr als fünfzig Tochterfirmen seit knapp zehn Jahren leitet.

«Manchmal ist es schon eine Herausforderung», umschreibt der 61-jährige Aargauer die Besonderheiten, die sich aus dem basisdemokratischen Aufbau des Konzerns ergeben. «Wenn ich mit fixfertigen Dossiers komme und Entscheidungen erwarte, dann kommt das nicht so gut an.» Schliesslich muss er nicht nur auf die 2,16 Millionen Genossenschaftler Rücksicht nehmen, die von der 111-köpfigen Delegiertenversammlung repräsentiert werden, dem «Parlament» der Migros. «Ich muss die Gremien einbinden und am Prozess beteiligen», erklärt Bolliger das Prinzip. Die eidgenössische Vernehmlassung lässt grüssen.

Permanente Grätsche

Hinzu kommt, dass es gar keine Migros Schweiz gibt, sondern zehn Regionalgesellschaften. Sie sind eine Art von Schweiz in der Schweiz. Ihren Chefs mangelt es nicht an Selbstbewusstsein. Sie entscheiden in eigener Vollmacht. Doch gerade wegen dieser Vielfalt erwartet man vom Migros-Präsidenten, dass er «konsequent führt». «Sonst franst es aus», sagt er. Es ist eine permanente Grätsche, die Bolliger abverlangt wird. Keine leichte Übung für einen Mann, der intern als «straight shooter» bezeichnet wird, als einer, der direkt seine Meinung sagt.

Wie aber kann ein Milliardenkonzern, der sich den Prinzipien Basisdemokratie, Fö-

deralismus und Konsens verschrieben hat, im brutalen Konkurrenzkampf mit Coop, Lidl, Aldi, mit einem stetig wachsenden Einkaufstourismus und grenzenlosem E-Commerce bestehen? Er funktioniert genau so wie die Schweiz, die als Staat denselben Grundlagen huldigt und damit im Konzert der internationalen Staatengemeinschaft bislang auch nicht schlecht gefahren ist. «Die Konsensfindung dauert manchmal etwas länger, dafür wird die Entscheidung dann auch von allen getragen», meint Bolliger. Wenn's jedoch schnell gehen muss, können wichtige Entscheide über Nacht gefällt werden. So habe man die Globus-Gruppe übernommen oder in nur vier Wochen Denner gekauft.

Mehr als 27 Milliarden Franken betrug 2014 der Umsatz, der Marktanteil in der Schweiz liegt bei rund 20 Prozent, mit knapp 100 000 Beschäftigten ist die Migros der grösste private Arbeitgeber der Schweiz. Der Gewinn blieb mit 870 Millionen Franken in einem vertretbaren Rahmen. Das muss man so formulieren, denn Gewinne sind ein heikles Thema. «Kurz gesagt: Ist der Profit zu hoch, heisst es, wir hätten die Preise senken können und wir hätten zu wenig an die Genossenschaftler und Genossenschaftlerinnen abgegeben», fasst Bolliger

«Spätestens nach fünf Jahren fängt man sich den Migros-Virus ein.»

das Dilemma zusammen. «Ist er zu niedrig, heisst es: <Typisch Genossenschaft; denen ist der Gewinn doch sowieso gleichgültig.>»

Diesen Erfolg konnte niemand vorhersehen, als Gottlieb Duttweiler im Jahre 1925 zum ersten Mal fünf Lieferwagen mit sechs Produkten des täglichen Bedarfs auf Verkaufstour schickte. Er war der erste echte Discounter, der die Preise radikal senken konnte, weil er den Zwischenhändler ausschaltete und sich auf wenige Produkte beschränkte. Bei den Kunden kam Duttweiler gut an, aber die Konkurrenz ging zum Frontalangriff über. «Er war ein Revoluzzer», sagt Bolliger, «ein enfant terrible.» Immer wieder wurde seinen Fahrzeugen der Weg versperrt, die Hersteller von Markenartikeln verkauften nicht an ihn, und als er von den Verkaufswagen zu festen Ladengeschäften überging, unterband der Nationalrat per Gesetz die Eröffnung weiterer Filialen. Lange, noch bis in die Nachkriegszeit, galt es in vielen Kreisen als anrüchig, bei der Migros zu posten.

Das war auch bei Bolligers daheim in Wettingen nicht anders: «Fleisch hätte meine Mutter nie in der Migros gekauft.» Das lag nahe, schliesslich arbeitete der Vater bei der Grossmetzgerei Bell. «Aber auch andere Dinge dort zu kaufen, war hochkritisch.» Herbert Bolliger indes bildete sich schon als Kind seine eigene Meinung: «Meine Schokolade habe

ich immer in der Migros gekauft. Sie war mit 35 Rappen deutlich günstiger als am Kiosk.»

Als Jugendlicher verdiente sich Bolliger in den Ferien Geld, indem er für Bell Fleisch ausfuhr, im Jelmoli-Versand Damenunterwäsche verpackte und Möbel bei ABM verkaufte. Dass er studieren durfte, war nicht selbstverständlich. An der Kantonsschule Baden war er vor allem auf dem Handballplatz aufgefallen, sein Betriebswirtschaftsstudium an der Uni Zürich schloss der Autofan im Formel-1-Tempo ab. Nach ersten Stationen im Arbeitsleben fand er schnell zur Migros. Bevor er 2005 den Chefessel im Zürcher Migros-Hochhaus erklimmte, leitete er die Regionalgenossenschaft Aare, die unter seiner Führung aus der Fusion der Gesellschaften Aargau-Solothurn und Bern entstanden war.

«Duttis» Vermächtnis

Heute ist die Migros dem Schmuttel-Image längst entwachsen. «Rund 44 Prozent aller Schweizerinnen und Schweizer sind Migros-Kinder», rechnet Bolliger vor. «Sie haben die Migros in ihrer DNA.» Gleichwohl wird er wohl nicht so weit gehen wie ein Alt-Bundesrat, der konstatierte, dass das orangefarbene «M» in Migros «für Muttermilch» stehe.

Bolliger sieht in der engen Kundenbindung «ein wichtiges Asset», aber auch eine grosse Verantwortung. «Die Herausforderung ist riesig, Sie können sich nie zurücklehnen, wenn Sie die Nummer eins bleiben und dem wertvollen Vermächtnis von «Dutti» gerecht werden wollen.» Ausserdem sieht er sich in der Verantwortung der Kunden, die eben auch die Besitzer sind. «Ihr Anspruch an uns ist extrem hoch», weiss er. «Wir werden ganz genau beobachtet, und auf jeden Fehler, den wir machen, gibt es eine Reaktion.» Deshalb sei der Konzern gleichsam dazu verurteilt, nicht nur immer neue Produkte und Dienstleistungen zu bieten, sondern auch das in der Unternehmensstruktur seit je verankerte soziale und ökologische Engagement zu leben. «Wir möchten überraschen und der verantwortungsvollste Detailhändler sein», bekräftigt Bolliger. «Die Kunden sollen sagen: <Das kann nur die Migros.>»

Bolliger nennt es die «Komponente Herz», die emotionale Bindung an das Unternehmen. Sie trifft auch für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu. «Spätestens nach fünf Jahren fängt man sich den Migros-Virus ein», sagt er lachend. «Wer es so lange ausgehalten hat, der bleibt für immer.» Er selbst ist das beste Beispiel für diese Loyalität, wobei in seinem Fall Geld keine Rolle spielt. Im Gegensatz zu anderen CEO-Kollegen erhält Bolliger keine Boni – auch dies eine Verfügung des Patriarchen Duttweiler. Den Chef mit seinem Jahreseinkommen von 860 000 Franken stört es nicht: «Das ist viel Geld», betont er. «Ich würde es auch für die Hälfte machen.» ○

Serenas Hexenmeister

Sie dominiert die Konkurrenz nach Belieben. Nun ist Serena Williams beim US Open kurz vor dem Sprung in den ewigen Tennis-Olymp. Hinter ihrem Erfolg steht Patrick Mouratoglou – ein Mann, dessen Fähigkeiten mit Zauberkräften verglichen werden. *Von Urs Gehriger*

«Sprich mit mir!», schreit Serena ausser Atem. Eine halbe Stunde hat sie Bälle gejagt, gekeucht, sich ausgekotzt. Und er? Ist bloss dagestanden, an der Mittellinie beim Schiedsrichterstuhl, hat jede ihrer Bewegungen scharf beobachtet. Der Mann mit dem Adlerblick und dem Stoppelbart hat die ganze Zeit geschwiegen. Jetzt sitzt sie keuchend neben ihm, und er schweigt noch immer, während sie in seinem Gesicht verzweifelt nach einer Regung sucht.

Der Mann heisst Patrick Mouratoglou, Franzose, sieht aus wie ein Freeclimber, ist drahtig, feingliedrig, mit Augen wie aus Stahl. Fünf Sekunden lässt er verstreichen, bis er antwortet. Er weiss, seine Worte werden die wichtigsten seiner Karriere sein. «Du respektierst deine Grundlagen nicht!», sagt er ruhig. «Du lässt den Ball auf dich zukommen. Du bist nicht im Gleichgewicht. Deine Füsse stehen nicht breit genug.» Seine Worte sind scharf wie ein Ausbeinmesser. In ein paar Sätzen hat er die Technik des Weltstars zerlegt.

Serena Williams hatte sich ein paar Tage zuvor an Mouratoglou gewandt. Es war eine Verzweiflungstat. «Die Niederlage ist sehr hart zu akzeptieren», sagte sie ihm am Telefon. Williams war am French Open 2012 bereits im Auftaktmatch kläglich gescheitert. Einst war sie die Beste der Welt gewesen. Jetzt war sie ein welkender Star auf der Achterbahn. «Ich muss trainieren. Kannst du mir einen Ort finden?» Am nächsten Morgen lässt er sie abholen, fährt sie in den Süden Frankreichs, in die Mouratoglou Tennis Academy unweit von Nizza. Dort stellt er sich jetzt vor sie hin, wirft ihr Bälle zu. «Wir machen die Dinge richtig. Und wir machen sie langsam. Wenn ich zufrieden bin, steigern wir den Rhythmus.»

Zurück auf die Siegerstrasse

Seit jenem Frühlingstag vor drei Jahren steht Mouratoglou an Williams' Seitenlinie. Unter seiner Regie hat sie 8 ihrer 21 Major-Titel gewonnen, hat in London Olympiagold geholt. «Patrick hat meine Karriere neu lanciert», sagt sie aller Welt. Das ist milde ausgedrückt. Mouratoglou hat Serena am Boden aufgelesen und sie zurück auf die Siegerstrasse geführt bis zuoberst auf den Olymp, wo sie nun direkt vor dem Thron der Tennisgeschichte steht. Gewinnt sie das US Open, holt sie als Erste nach Steffi Graf 1988 den Kalender-Grand-Slam (alle vier Titel eines Jahres in Serie). Und mit 22 Grand Slams zieht sie mit der deutschen Tennislegende in der ewigen Siegerliste gleich.

Wer ist der Mann, der sie so weit gebracht hat, dessen Name einem die Zunge bricht? Ein Filou, ein Dealer, ein Schläger, ein Punk, das war er einst. Heute kennt ihn die Tenniswelt als Genie, als Mastermind, als mentale Sprungfeder der weltbesten Tennisfrau. Nie zufrieden, nie ruhig, treibt er sie unermüdlich zu Höchstleistungen an und geizt dabei nicht mit Superlativen. «Mental ist Serena die Beste aller Zeiten», sagt Mouratoglou im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Wenn sie sich weigert, zu verlieren, verliert sie nicht.»

Das klingt nach Hexerei. Grundzüge seines Handwerks hat er kürzlich in einem Buch mit dem schlichten Titel «Le Coach» festgehalten,

aus dem auch die eingangs geschilderte Szene stammt. «Ich beherrsche mein Schicksal», beschreibt er sein magisches Coaching-Einmal-eins. «Ich verkörpere, was ich lehre. Ich tauche in das Universum meines Spielers ein. Ich verwandle mich und werde zum Mann der Vorsehung, zum Retter.»

Das Rezept mit nicht eben bescheidenem Anspruch habe er sich während Jahren erarbeitet, als Coach von mittelpfächtigen Spielern wie dem Zyprioten Marcos Baghdatis, der Russin Anastassija Pawljutschenkowa, der Belgierin Yanina Wickmayer und einer Reihe von Franzosen. Für Serena legt er im Frühling 2012 eine Langzeitstrategie zurecht. Sie will



Seine Schule war das Leben: Mastermind Mouratoglou.

endlich wieder Wimbledon gewinnen. Der Schlüssel ist das Selbstvertrauen. Um dieses zu stärken, lehrt er sie, ihren Stress zu managen. Er optimiert ihre Laufarbeit und verbessert ihre Effizienz im Match. Schliesslich revidiert er ihre «grosse Kanone» – ihren phänomenalen Aufschlag, der bereits der beste aller Zeiten war. Wenn sie ihn perfekt durchbringt, ist sie beinahe unschlagbar.

Mouratoglous Strategie funktioniert perfekt. Beim Service in Wimbledon schlägt Serena alle Rekorde. Sie macht mehr Asse als alle Männer. Sie zweifelt weniger, sie spielt effizienter, sie ist auf bestem Weg, wieder die alte Serena zu werden. Doch der Williams-Clan ist ein anderes Kaliber als Mouratoglous frühere Schützlinge. Und dieser bekommt es bald zu spüren.

Dreissig Jahre hatte Serena mit Schwester Venus unter der Fuchtel ihres Vaters Richard gestanden, der seine «Ghetto Cinderellas» in Eigenregie an die Weltspitze coachte und dessen Mantra «Tennis ist Business» ihn steinreich machte – bis die Krise kam und auch er nicht mehr weiterwusste. Jetzt erwartet er

vom «Neuen» Wunder. Nach einem Glanzstart in Wimbledon kommt Serena in der vierten Runde ins Stocken, braucht drei Sätze zum Sieg. «Was ist los mit ihr?», herrscht Vater Richard den neuen Coach an. Am nächsten Tag ist die Reihe an Serena. Launisch schlurft sie auf den Court, sie schaut den Franzosen nicht einmal mit dem Hintern an. Nach einer Stunde blasierem Balltheater bricht Mouratoglou

«Regel eins: Wenn du am Morgen kommst, sagst du mir guten Tag.»

das Training ab: «Bei mir gibt es Regeln zu respektieren. Regel eins: Wenn du am Morgen kommst, sagst du mir guten Tag. Regel zwei: Wenn ich spreche, schaust du mich an, und du antwortest.»

«Es war ein Schlüsselmoment», erinnert sich der 45-jährige Mouratoglou, «ich habe eine Beziehung aufgebaut, in der ich die Autorität habe und Respekt herrscht.» Der Franzose hat

markiert. Und hat dabei viel riskiert. Wenn König Richard und Prinzessin Serena aufbrausen, verstummt die Tenniselite. Erst recht jene, die auf ihrer Payroll stehen. «Ein guter Coach ist jederzeit bereit, seinen Job zu verlieren», meint Mouratoglou knapp.

Zehn eiserne Vorschriften

Nun lernt Serena den ganzen Mouratoglou kennen. Er ist unerbittlich. Er fordert das Letzte. Einem Diktator gleich stellt er für seine Schützlinge Regeln auf, die an Sklavenhaltung erinnern. Serenas Vorgängerin Aravane Rezaï, Französin mit iranischen Wurzeln, hat er mit zehn eisernen Vorschriften geschlaucht. «Ich habe zu hundert Prozent Kontrolle über deine Entscheide», lautet die erste, «und wenn ich nur einen Mucks von dir höre, ist unsere Zusammenarbeit beendet.» Sie unterwirft sich seinem Regime, übergibt ihm die totale Kontrolle über Ernährung, Schlaf, Körpergewicht, Freizeit, sogar das Handy wird konfisziert. Und als er merkt, dass ihr der Weg an die Spitze zu hart ist, macht er Schluss und zieht weiter. >>>



Mindestens vier Seelen wohnen in ihrer Brust: Tennis-Champion Williams.

Einer wie Mouratoglou hat das Drill-Coachen nicht im Führungsseminar gelernt. Seine Schule war das Leben. Als 15-Jähriger legt er sich mit seinem autoritären Vater an, der ihm das Tennisspiel verbietet. Nach einem verbalen Hahnenkampf entzieht er sich der elterlichen Aufsicht. Patrick hat sich seine Freiheit erstritten, doch er weiss nicht, was mit ihr anfangen. «Ich bin zum Rebellen geworden, zum Provokateur.» Er fliegt von drei Schulen und landet in der Gosse, wird zum Dealer, zum Schläger, zum Star bei den Frauen. «Alkohol, durchzechte Nächte, Zigaretten, Gewalt und Sex. Das volle Programm», fasst er sein Leben damals zusammen.

Nach Jahren der Herumtreiberei packt er sich selbst am Schopf, macht ein Handelsdiplom – und gleich danach ein Kind, er hei-

«Frust ist der beste Motor überhaupt.»

ratet, arbeitet in Vaters Firma, heiratet ein zweites Mal, wird abermals Vater. Längst hat er sein Racket wieder ausgepackt. Seinen ganzen Frust der verhinderten Tenniskarriere kanalisiert er fürs Coaching. «Frust ist der beste Motor überhaupt.» Zäh verfolgt er seinen Traum, gründet eine Tennisakademie. Sie wächst und wächst. Letzten April schliesslich hat er sein neues Reich eröffnet, eine Art Versailles des Tennis mit 34 Plätzen, vier Schwimmbädern, Gesundheitszentren und Parkanlagen.

Ein modernes Märchen entfaltet sich um den famosen Mouratoglou, bei dem ebenso miraculöse Kräfte wirken wie bei den Grimm-Brüdern oder Harry Potter. Martina Hingis, die andert-halb Jahre mit Mouratoglou junge Talente trainierte, nennt ihn «the mentalist». Willenskraft scheint der Schlüssel zu seinem Erfolg zu sein.

Serenas Ego-Stall

Mouratoglous Buch ist gespickt mit Weisheiten grosser Denker. Sprüche, die sich geknickte Seelen zur Autosuggestion gern an die Kühlschrantür kleben. «Wer in den Fussstapfen eines andern geht, hinterlässt keine Spuren» (chinesisches Sprichwort). «Zählt nicht die Tage, macht, dass jeder Tag zählt» (Muhammad Ali). «Es gibt nur eine Art zu lernen, durch die Tat» (Paulo Coelho). Einige der Sprüche scheinen direkt auf seinen momentanen Schützling gemünzt zu sein: «Sei du selbst, denn alle anderen gibt es schon» (Oscar Wilde).

«Sei du selbst ...» – für Serena muss das klingen wie Hohn. Mindestens vier Seelen wohnen in ihrer Brust, die je nach Befindlichkeit die ganze Serena dominieren. Für jede hat sie einen eigenen Namen kreiert. Da ist Megan, das trashige Partygirl. «Ein schlechter Mensch», sagt Serena, «aber wir hatten

viel Spass miteinander.» Megans Gegnerin heisst Summer, eine brave Freundin, die keinen Fehltritt macht. Dann gibt es Heidi, ein Online-Pseudonym, mit dem Serena ihren langjährigen Sparringspartner Aleksandar Bajin mit fiesen E-Mails narrete, bis er glaubte, er hätte eine heimliche Verehrerin. Und schliesslich ist da Taquanda, sie ist gefährlich, dauernd auf Provokation aus, «ein Psycho» wie aus dem Horrorfilm. Wann immer Serena ausfällig wurde, war das Taquandas Schuld.

Als Mouratoglou Serenas Coaching übernimmt, stehen ihre Alter Egos im Krieg gegeneinander. Wenn es ihr im Match mies läuft, sieht man sie in Selbstgespräche vertieft. «Ich sehe verrückt aus, wenn ich mich mit mir selbst streite», sagt sie dem *Rolling Stone*-Magazin. «Es geht hin und her, die eine sagt: «Du nervst», die andere herrscht mich an: «Halt die Klappe.» Dann versöhnen wir uns wieder.» Die Ruhe hält jeweils nicht lange. Bis Mouratoglou Ordnung schafft in Serenas Ego-Stall.

Zurück zum Tatort

Mouratoglous beobachtendes Auge ruht nie. «Ich lese alle Zeichen.» Kleidung, Haar, Blickkontakt, Schminke, Stimmlage. «Jeder Mensch hat eine Goldmine von Informationen. Wer sie richtig deutet, kann ihre mentalen Ursachen erkennen und sie richtig managen.» Richtig managen heisst bei Serena: Mouratoglou fördert die Egos je nach Situation. «Am Anfang mit ihm hatte ich Mühe im Spiel, musste oft in den dritten Satz», erinnert sich Williams in einem Interview. «Dann kam er zu mir und sagte: «Lass diese wütende Serena raus. Ich will dich relaxed sehen, aber mit einem Schuss gesunder Wut.»»

Mouratoglou hat die Zeichen bei sich selbst lesen gelernt. Nach seinem Absturz in die Gosse war er ohne Selbstvertrauen, menschen-scheu, konnte sich nicht artikulieren. Er begann eine Psychotherapie. Sie dauerte zehn Jahre lang. Die ersten Schritte waren zäh. «Nach einem Jahr kam mir endlich ein Ton über die Lippen.» Es waren wichtige Erfahrungen, mit welchen er heute Serena hilft: «Der einzige Weg aus einem Teufelskreis ist, sich selbst neu zu programmieren», lautet seine Grundregel. Zurück zum Tatort und ein positives Ereignis generieren.

Der Tatort ist bei Mouratoglou immer im Kopf. Das verbindet ihn mit seinem grossen Vorbild José Mourinho, dem portugiesischen Meistercoach des FC Chelsea. «Der Fussball beginnt im Hirn», sagt der, «geht durchs Herz und endet im Fuss.» Wie Mourinho ist Mouratoglou ein Champion des Psychospiels. Wie er überlässt der Serena-Coach nichts dem Zufall. Jede Trainingseinheit ist bis ins feinste Detail durchgeplant. «Zahlen lügen nicht», ist Mouratoglou überzeugt. Er zählt jeden Aufschlag, den Serena schlägt, jeden Return, alles wird protokolliert, verglichen, ausgewertet.

Und dasselbe macht er mit Serenas Gegnern. «Ich habe Fichen von über hundert Spielern angelegt und Strategien verfasst, wie man sie schlagen kann.» Serena hat er vor den Bildschirm verknurrt. Seit einiger Zeit schaut sie sich Spiele von sich und grossen Champs an, um von ihnen zu lernen.

Serena ist Mouratoglous Lebensaufgabe. Er geht vollständig in dieser auf. «Ich habe den Eindruck, dass mich mein ganzes Leben auf diesen Moment vorbereitet hat», schreibt er in «Le Coach». Als er ihr in einem Restaurant in Miami zum ersten Mal begegnet, ist er völlig überwältigt von ihrer Aura, ihrem Charisma, ihrem Witz. Wenige Monate später verlässt Mouratoglou seine Frau und zwei Kinder. Serena blüht auf an seiner Seite. Sie zeigt ihren Kritikern den Finger und dampft erhobenen Hauptes durchs Leben. Selbstbewusst setzt sie ihren wuchtigen Körper modisch in Szene, lässt sich unbekümmert im knappen Bikini von Paparazzi ablichten und macht den Spagat für das *New-York-Magazine*.

Über den genauen Stand ihrer Beziehung halten «Le Coach» und «The Great One» die Aussenwelt im Dunkeln. Jüngst wurde Serena mit Rapper Drake («Take Care», «Forever») in amourösen Umständen gesichtet. Mouratoglou lässt wissen, dass er Profi genug sei, um sich auf die Arbeit zu konzentrieren. Und da lautet sein Motto: «Man muss einen Spieler lieben, darf nie über seine Persönlichkeit richten, nie im Affekt handeln. Und immer verschwinden, um ihm allein das Rampenlicht zu überlassen.»

«Sie wird die Grösste aller Zeiten»

Die Scheinwerfer sind an. Seit Montag wird gespielt in Flushing Meadows, und Amerikas Tennisherz pumpt. Alle erwarten Serenas historischen Sieg. Statistisch betrachtet spricht nichts dagegen. Serena führt das WTA-Ranking mit 12 721 Punkten an – doppelt so vielen wie die zweitplatzierte Simona Halep. Aber es kriselt wieder bei der Amerikanerin. Mehrmals hat sie dieses Jahr gekränkelt, zweimal hat sie verloren, jüngst in Montreal gegen den Schweizer Shootingstar Belinda Bencic. «Ich habe richtig scheisse gespielt», hörte man nach der Niederlage die böse Taquanda aus Serena zischen.

Mouratoglou ist wieder gefordert. Er muss sich etwas Neues überlegen. Was, verrät er nicht. Im Moment lässt er vor der Presse vor allem Luft raus. Dieses Turnier werde nicht über Serenas Vermächtnis entscheiden, versucht er die Erwartungen zu dämpfen. Sie werde den Rekord von Steffi knacken, wenn nicht jetzt, dann in Australien oder in Paris. «Sie wird sowieso die Grösste aller Zeiten, daran zweifle ich keinen Moment.»

Patrick Mouratoglou: *Le Coach*. Arthaud. 217 S. Fr. 34.90

WEINLESE VOM 7. – 19. SEPTEMBER 2015

EINFACH DEGUSTIEREN.

ENTDECKEN SIE DIE WEINWELT VON ALDI SUISSE.



PROFITIEREN SIE JETZT VON
20% RABATT AUF ALLE DEGUSTATIONSWEINE*

OROPERLA
Prosecco Superiore
Millesimato DOCG
11,5 % Vol.
0,75 l



pro Flasche

9.99

Heida du Valais AOC
12,8 % Vol.
0,75 l



pro Flasche

10.99

**Pinot Noir Coteaux
de Sierre AOC Valais**
12,5 % Vol.
0,75 l



pro Flasche

6.95

SAN ZENONE
Brunello di Montalcino
14 % Vol.
0,75 l



pro Flasche

15.99

Bio-Rotwein
Luzón Jumilla DOP
14 % Vol.
0,75 l



pro Flasche

5.99

Finden Sie eine Degustationsfiliale in Ihrer Nähe unter:
www.vinoteca.aldi.ch

*Beim Kauf von mindestens 1 Karton (6 Flaschen). Rabatt gilt nur in den Degustationsfilialen. (10. – 12.09.15: Gebenstorf (AG), Reinach (AG), Bern, Murtenstr. (BE), Gals (BE), Zollikofen (BE), Petit-Lancy (GE), Sarnen (OW), Westcenter St. Gallen (SG), Küsnacht am Rigi (SZ), Locarno (TI), Bussigny (VD), Brig-Glis (VS), Conthey (VS), Bachenbülach (ZH), Wagi-Shopping Schlieren (ZH) / 17. – 19.09.15: Oberentfelden (AG), Bern-Brückenkopf (BE), Biel/Bienne (BE), Langenthal (BE), Ostermündigen (BE), Webergasse Basel (BS), Düringen (FR), Cham (ZG), Quartino (TI), Rue St. Martin Lausanne (VD), Martigny (VS), Sion (VS), Männedorf (ZH), Otelfingen (ZH), Winterthur Archhöfe (ZH))

Einfach ALDI.



Krieg um schmutzige Socken

In neun von zehn Fällen ist es die Frau, die den Mann in die Paartherapie schleppt – in der Hoffnung, dass ihm endlich jemand die Leviten liest. Meist kommt es anders. Blick hinter die Türen einer boomenden Branche. Von Rico Bandle und Noam Weiner (Illustration)

Irgendwann kann er sich nicht mehr zurückhalten. «Ihr seid schlimmer als Anwälte!», beschimpft Tommy Lee Jones in der Hollywoodkomödie «Wie beim ersten Mal» den Paartherapeuten, zu dem ihn Meryl Streep nach einundreissig Ehejahren gedrängt hat. Der Vergleich ist nicht ganz abwegig. Die vielen Scheidungen bescheren nicht nur jenen ein wunderbares Wachstumsfeld, die sie vollziehen, sondern auch jenen, die sie verhindern sollen.

Fast immer sind es die Frauen, die die Initiative für eine Paartherapie ergreifen, der Mann macht eher widerwillig mit – da ist der Film nahe an der Realität. Weshalb ist das so? «Die Frau erhofft sich, im Therapeuten einen Verbündeten zu finden, der den Mann für sein Verhalten abkanzelt.» Das sagt nicht etwa ein zur Therapie genötigter Mann, sondern Dania Schiftan, eine der bekanntesten Sexual- und Paartherapeutinnen der Schweiz. «Frauen sehen das Problem hauptsächlich beim Partner, sich selbst halten sie gerne für unfehlbar.»

Schiftan ist ein quirliche junge Frau mit dunkelblondem Haar, das ihr fast bis zum Gesäss reicht; im Fernsehsender Joiz und in Roger Schawinskis Radio 1 gibt sie unverblümt und auf witzige Art Sex- und Beziehungstipps, in Zürich führt sie eine gut laufende Praxis. Bereits mit ihrer Lizenziatsarbeit, einer Studie über das Sexualverhalten der Schweizer, sorgte die Psychologin 2007 für Furore; in vielen Zeitungen wurde diese ausführlich besprochen, das Schweizer Fernsehen drehte einen Dokumentarfilm.

Vorteil Oxytocin

Frauen, so ist aus Schiftans Ausführungen zu schliessen, erhoffen sich von der Paartherapie oft Fortschritte in ihrem lebenslangen Projekt, den Mann ihren Bedürfnissen entsprechend umzuerziehen. Guy Bodenmann, Professor an der Universität Zürich und der grosse Mann der Schweizer Paartherapie, drückt es diplomatischer aus. In einem Interview erklärte er: «Frauen fühlen sich mehr für das Gelingen der Beziehung verantwortlich.» Sie hätten weniger Probleme, über ihr Innenleben zu sprechen: «Für Frauen haben Konflikte eine andere Bedeutung als für Männer. Während Männer bei heftigen Konflikten physiologisch überschwemmt werden und den Konflikt als höchst unangenehm erleben, wird bei Frauen durch das Hormon Oxytocin sozialer Stress abgefedert.»

Dania Schiftan bestätigt: «Frauen sind es seit je gewohnt, sich in allen möglichen Situationen

Hilfe zu holen, kooperativ zu arbeiten. Männer hingegen glauben, alle Probleme selber lösen zu können.» Meldet ausnahmsweise doch einmal ein Mann sich und seine Frau an, klingeln bei ihr die Alarmglocken. «Dann liegt in der Beziehung bereits viel im Argen», sagt sie. «Wenn die Frau nur widerwillig mitkommt, hat sie innerlich aufgegeben, da wird es sehr schwierig. Kommt ein Mann nur widerwillig mit, ist hingegen noch vieles möglich.»

«Frauen sind überzeugt, sie seien netter»

Zwischen der Erwartung und der Behandlungsrealität klafft meist eine grosse Lücke. Vor allem bei der Frau, der plötzlich vor Augen geführt wird, dass ihr Verhalten ebenso zur Verstimmung in der Beziehung beiträgt wie das männliche. «Frauen sind überzeugt, sie seien netter und weiter entwickelt im Beziehungsverhalten als ihr Partner. Das stellt sich fast immer als falsch heraus», sagt Schiftan. Zur Erläuterung schildert sie eine klassische Konfliktsituation. Der Mann kommt abends nach Hause, lässt seine Mappe mitten im Flur liegen, die dreckigen Socken schmeisst er irgendwo auf den Boden anstatt in den Wäschekorb. Schon kommt die Frau hergelaufen, ist erzürnt, schimpft, das sei respektlos, er solle sich mehr Mühe geben und so fort. Eine halbe Stunde lang schweigt sie, schaut ihn mit bösem Blick an und ist unzufrieden.



Dania Schiftan.

«Für sie ist klar: Er hat falsch gehandelt. Das stimmt natürlich, aber sie mit ihrer vehementen Reaktion ebenfalls», sagt Schiftan. «Sie hat genau den gleichen Anteil an dieser festgefahrenen Situation, die sich Abend für Abend wiederholt.» Viele Frauen

kämen diesbezüglich erst auf die Welt, wenn ihnen das bewusst werde.

Ein anderes Beispiel: Die Frau beklagt sich, dass bei Ausflügen immer sie die Wickeltasche für das Baby packen muss. Doch wenn er es einmal macht, mischt sie sich ein, sagt, was er wieder alles falsch mache. «So geht das natürlich nicht. Die beiden müssen so etwas wie ein Abkommen schliessen: Er soll alleine packen können; wenn dann aber etwas fehlt, soll er es auch ausbaden müssen», sagt Schiftan.

Oft gleichen sich die Probleme der Paare, das menschliche Beziehungsverhalten kennt feste Muster. Trotzdem gibt es immer wieder ausserordentliche Fälle. Schiftan erzählt von einem Paar, bei dem die Frau während ihrer ersten Schwangerschaft herausfindet, dass ihr Mann sie seit Beziehungsbeginn vor zehn Jahren regelmässig betrügt. Nicht mit einer festen Affäre, sondern etwa alle sechs Monate mit einer Chat-Bekannschaft oder einer Prostituierten. «Für dieses Paar ging es erst einmal darum, dass das Zusammenleben für den Rest der Schwangerschaft und die ersten Wochen nach der Geburt funktioniert», sagt Schiftan. Obschon hier das Vertrauen stark missbraucht worden ist, sei sie optimistisch: «Nur schon dass sich die Frau aufrafft, zur Therapie zu kommen, zeigt, dass sie grundsätzlich gewillt ist, in die Beziehung und ihren Partner zu investieren. Das ist eine gute Voraussetzung.» Betrogene Frauen neigten dazu, den Mann ständig überwachen zu wollen, das bringe aber nichts.

«... dann gibt es keinen Sex»

Hart ins Gericht geht Schiftan mit Frauen, die Sex als Machtinstrument einsetzen, was häufig vorkomme. «Diese Haltung <Wenn du dich nicht benimmst, kriegst du keinen Sex>, ist armselig. Entweder bestraft sie sich damit selbst, oder ihr Sexleben ist nicht allzu toll.» Vielen Frauen erscheine dieses Erziehungsinstrument völlig logisch und legitim zu sein, es sei doch klar, dass sie keine Lust auf Sex habe, wenn er sich nicht zu benehmen wisse. «Aber das ist eine Form von Erpressung.» Auch Männer wollten oft nicht wahrhaben, was sie ihren Frauen eigentlich zumuten. «Viele Männer verhalten sich der Frau gegenüber auf eine Art unfreundlich und rücksichtslos, wie sie das andere gegenüber nie tun würden. Kein Mann würde im Büro seine schmutzigen Socken auf den Boden werfen; zu Hause macht er das einfach. Dass man mit der eigenen Frau schlechter umgeht als mit Bürokollegen, ist doch unglücklich.» Die Männer behaupteten dann scheinheilig, sie hätten das gar nicht bemerkt, da sei keine Absicht dahinter.

Viele Therapien seien darauf angelegt, die Kommunikation zu verbessern, Spannungen herauszunehmen, dafür zu sorgen, dass der Mann sich in der Familie etwas mehr engagiert (auf Neudeutsch: die Work-Life-Balance verbessert). Das klappe manchmal auch ganz gut, doch dann stelle man oft fest: Es gibt trotzdem



Frauen sehen das Problem hauptsächlich beim Partner.

nicht mehr Sex, die Unzufriedenheit bleibt. «Einfach freundlich und nett sein miteinander kann nicht das Ziel sein, man muss tiefer gehen», sagt sie. «Die beiden müssen Selbstverantwortung übernehmen und sich fragen, was für ein Partner man für seine Frau oder für seinen Mann sein möchte. Einer, auf den man sich verlassen kann, oder einer, der irgendwelche Geheimnisse mit sich herumträgt?»

Friedliche Trennung

Aber hilft Paartherapie auch wirklich, oder ist sie bloss ein Beschäftigungsprogramm für gelangweilte Paare, die nicht wissen, wohin

mit ihrem Geld? Zwar werden immer wieder Erfolgsquoten genannt. Denen ist aber kaum zu trauen. Denn die Rettung oder Verbesserung einer Beziehung ist nur eines von mehreren Motiven, weshalb sich ein Paar zur Therapie anmeldet. Manche wissen bereits, dass sie sich trennen möchten, verlangen aber nach einer Bestätigung, alles versucht zu haben. Vor allem, wenn Kinder da sind, möchten Paare, dass die Trennung möglichst friedlich vonstattengeht, dass man nachher noch miteinander reden kann. Hierbei soll der Paartherapeut helfen.

Liest man sich durch die vielen Erfahrungsberichte im Internet, so überwiegt ein Muster:

Man habe sich zwar getrennt, wolle die Paartherapie trotzdem nicht missen, denn sie habe einen im Entscheid bestärkt.

Im Film «Wie beim ersten Mal» renkt sich die Beziehung zwischen Tommy Lee Jones und Meryl Streep wieder ein. Es kommt zu einem tränendrüsigem Happy End, wie es sich für eine Hollywoodromanze gehört. Im richtigen Leben kommt es bekanntlich oft anders. Den Männern, die sich einer Paartherapie nicht mehr erwehren können, bleibt immerhin die Garantie: Ihre Frauen werden mindestens ebenso ihr Fett abkriegen wie sie selbst. ○

Unter Psychos

Irgendwann hatten wir zum Streiten keine Energie mehr – dann halt eine Paartherapie. Hinter diesem Entscheid stand wohl eher der Wunsch nach einem Urteil: Wer hat recht? Weitermachen oder die siebenjährige Ehe beenden? *Ein Erfahrungsbericht von Patrick Schneider**



«Das war's für mich»: «Meryl Streep und Tommy Lee Jones in «Hope Springs» (2012).

Die Wahl eines Therapeuten führte schon wieder zu Diskussionen. Ich: «Dani ist doch Therapeut, lass uns zu ihm gehen.» Sie: «Aber er ist ein Kollege von dir, also parteiisch.» Ich: «Dann irgendein anderer Psychiater.» Sie: «Nein, ein Psychologe ist mitfühlender.» Ich: «Aber die Krankenkasse zahlt's nicht, und ich bin bekanntlich der Einzige, der Geld heimbringt.» Also konsultierten wir das Internet, wo Hunderte von Therapeuten aufgelistet sind. Sie: «Die da tönt gut.» Ich: «Wieso eine Frau, die ist doch auch parteiisch!» Das meinte ich zwar nicht im Ernst, aber so läuft's halt, wenn man strukturelle Beziehungsprobleme hat.

Wir entschieden uns für eine Psychiaterin. In deren Treppenhaus kam es zu einem weiteren Streit. Meine Frau betrat die edle Jugendstilwohnung weinend. Die Psychiaterin drückte sich mit hochgezogenen Augenbrauen und einem Notizbüchlein in ihren Sessel und verwies uns auf die Couch. Sie fragte, wieso wir hier seien, was zu einem Schwall gegenseitiger Anschuldigungen führte. In Anbetracht ihres freudianischen Habitus war ihre «Wochenaufgabe» dann ziemlich küchenpsychologisch: «Vermeiden Sie zu Hause Satzanfänge mit «Aber!»» Nun, es kam sowieso nicht zu einem zweiten Termin. «Das war's für mich», sagte meine Frau beim Hinausgehen: «Die erinnert mich an deine Mutter.»

Einen Monat später sassen wir bei Dr. Wyler. Seine erste Frage lautete: «Was wollen Sie von mir?» Dabei tigerte er in riesigen Turn-

schuhen quer durch das Sprechzimmer, dessen Einrichtung aus Spannteppich und drei Stühlen und einer Schachtel Kleenex bestand. «Wir brauchen jemanden, der uns zuhört», sagte ich. «Das sagt mein Mann nur, um vernünftig zu erscheinen. Er will gar nicht hier sein», erwiderte meine Frau. Der Psychiater hielt inne, guckte mich lächelnd an und meinte: «Das glaube ich nicht. Sie würden ja nie hierherkommen, um etwas vorzuspielen, das wäre ja komplett unsinnig.» Er hatte mich durchschaut! «Sie sind unsicher, haben kein Geld und sind ein bisschen dumm», sagte er dann zu meiner Frau. Als sie zu weinen begann, reichte er ihr die Kleenex-Schachtel und entschuldigte sich: «So denken Sie offenbar über sich, aber wenn ich nicht verheiratet wäre, fände ich Sie sehr interessant.» – «Gegenübertragung!», wollte ich rufen, denn ich hatte mich natürlich vorbereitet, um Dr. Wyler mit meinem Wissen zu beeindrucken und ihn so auf meine Seite zu ziehen. Doch er kam mir zuvor. «Wie viel verdienen Sie eigentlich?» – «Äh, neuntausend Franken im Monat» – «Aha, mehr als ich!»

Wie in einem Woody-Allen-Film

Das alles passierte in den ersten zehn Minuten. Irgendwann fragte er uns, was wir am Partner schätzten und ob wir beide das einander sagen könnten. Wir bejahten, und er atmete theatralisch aus: «Sehr gut» – sonst hätte er keine zweite Sitzung machen können. Dann waren die neunzig Minuten um, und wir standen ein biss-

chen ratlos vor der Praxis. Ist das ein Freak? Hat der sich selbst Ritalin verschrieben?

In den nächsten Sitzungen aber stieg unser Respekt vor ihm. Seiner unorthodoxen Methode lag offenbar ein System zugrunde. Statt Psychogeschwurbels bediente er sich der Alltagssprache. Statt Distanz schuf er Nähe und erzählte Anekdoten aus seiner eigenen Beziehung. Ich glaube, meine Frau und ich lernten tatsächlich Neues übereinander. Ausserdem fühlten wir uns wie in einem Woody-Allen-Film, was ja irgendwie auch ehrenvoll ist. Kurz, das Eis zwischen uns dreien schmolz, bloss die Sexfrage bedeutete einen kleinen Rückschritt. Ob wir denn noch miteinander schliefen? Er sei auch Sexologe, er könne die eine oder andere Übung mit uns machen. Meine Frau fand den Vorschlag interessant. Ich lehnte dankend ab.

Bald erfolgte die Diagnose. Ich sei harmoniesüchtig, meine Frau sicherheitsbedürftig. Eine offenbar unglückliche Konstellation. Zwar passe das in der ersten Verliebtheit perfekt zusammen, doch weil ich nicht nein sagen könne, überschreite sie immer wieder ungestraft meine Grenzen, was mich zurückkressen lasse – worauf sie gekränkt reagiere und sich als Opfer sehe. Das leuchtete ein wie die Massnahmen: einander Raum lassen, einander zuhören, einander loben.

Trotzdem lief dann alles schief.

Geknickt im Tram

Zur nächsten Sitzung tauchte meine Frau nicht auf, weil sie zu Hause einen Handwerker empfing und verspätet war. Dann sagte sie die Stunde ganz ab. Ich war allein mit dem Psychiater. Er sagte: «Einzelstunden können nicht über die Kasse abgerechnet werden.» Zu Hause gab es einen Riesenstreit. Auch Dr. Wyler rügte meine Frau in der nächsten Sitzung. «Sie sind ja sowieso auf der Seite meines Manns», erwiderte sie. «Tja», sagte ich zu ihm: «willkommen im Klub.» Tatsächlich empfahl er ihr dann eine Einzeltherapie. Ich triumphierte schon innerlich, doch er blickte mich nur resigniert an: «Und sie könnten auch eine brauchen.» Mit diesen Worten brach er die Therapie ab.

Geknickt sassen wir danach im Tram, immer noch ein zerstrittenes Paar und obendrein Kandidaten für Psychotherapien. Das war vor drei Jahren. Hat die Paartherapie etwas genützt? Wir sind jedenfalls immer noch zusammen. Und unsere Dispute beginnen nicht mehr mit «Aber», sondern mit «Dr. Wyler hat gesagt ...»

*Namen geändert.



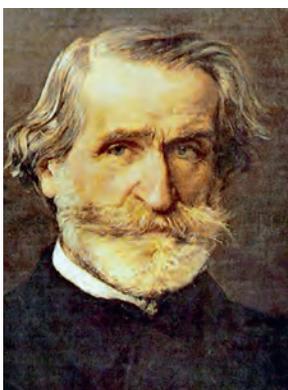
«Messa da Requiem» im KKL Luzern

Verdis göttliches Meisterwerk

Am Samstag, 31. Oktober, präsentiert der Zürcher Konzertchor im KKL Luzern zusammen mit dem Orchestra Filarmonica Italiana eines der faszinierendsten Werke der geistlichen Musik: die «Messa da Requiem» von Giuseppe Verdi.

Die Geschichte des Verdi-Requiems ist wechsellvoll. 1868, nach dem Tod von Gioacchino Rossini, forderte Giuseppe Verdi zwölf italienische Komponisten auf, gemeinsam eine Totenmesse zu komponieren. Verdi selbst vertonte den Schlusssatz, das «Libera me». Die geplante Uraufführung scheiterte jedoch an unglücklichen Umständen.

Als 1873 der Dichter Alessandro Manzoni starb, griff Verdi die Idee eines Requiems wieder auf. Er feierte derweil mit seiner Oper «Aida» riesige Erfolge, und so stand einer Uraufführung an Manzonis erstem Todestag in Mailand nichts mehr im



Wege. Von dort aus verbreitete sich das Meisterwerk der Chor-Sinfonik über Paris, London und Wien in die ganze Welt.

Das Verdi-Requiem gilt als erste Komposition ihrer Art, die nicht für den liturgischen Gebrauch, sondern für eine konzertante Aufführung geschrieben wurde. Für viele Kritiker ist es Verdis «beste Oper».

Solisten:
Ivana Rusko, Sopran
Violetta Radomirska, Alt
Angelo Ferrari, Tenor
Marc-Olivier Oetterli, Bass

Platin-Club-Spezialangebot

Giuseppe Verdi: «Messa da Requiem»

Orchestra Filarmonica Italiana, Piacenza
Zürcher Konzertchor, Manfred Obrecht, Dirigent
André Fischer, Einstudierung Chor

Datum:

Samstag, 31. Oktober 2015, 19.30 Uhr

Veranstaltungsort:

KKL Luzern, Konzertsaal

Preise:

Kat. I Fr. 135.– (statt Fr. 158.–)
Kat. II Fr. 126.– (statt Fr. 148.–)
Kat. III Fr. 118.– (statt Fr. 138.–)
Kat. IV Fr. 109.– (statt Fr. 128.–)
Kat. V Fr. 84.– (statt Fr. 98.–)
Kat. VI Fr. 58.– (statt Fr. 68.–)

Buchung:

Das Spezialangebot ist buchbar mit dem Kennwort «Weltwoche» über Tel. 041 361 62 62 (Ticket-Hotline) oder online mit dem Promotions-Code «Platin-Club» unter www.obrassoconcerts.ch.

Bedingungen:

Gültiges Abonnement der Weltwoche.
Das Angebot ist nicht kumulierbar.
Bearbeitungsgebühr pro Bestellung: Fr. 9.80

Veranstalter:

Obrasso Classic Events GmbH
www.obrassoconcerts.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Das Machtkalkül steht über allem

Für Optimisten besteht kein Zweifel, dass China die Weltmacht des 21. Jahrhunderts sein wird. Es ist aber offen, ob das riesige Land grundlegend verändert werden kann, ohne dass alles aus dem Ruder läuft. *Von Tobias Straumann*

China ist für Aussenstehende ein Buch mit sieben Siegeln. Schwierige Sprache, undurchsichtige Politik, gelenkte Wirtschaft, riesiges Land. Zwar haben mittlerweile viele Westler das Land bereist und gelernt, virtuos mit Stäbchen zu essen. Aber nur wer die Sprache gut kennt und jahrelang dort gelebt hat, kann behaupten, das Land zu kennen.

Auf der anderen Seite kann es sich kaum mehr jemand leisten, die Wirtschaftsmacht China zu ignorieren. Jede Schweizer Pensionskasse muss sich heute Gedanken machen über die Absichten der chinesischen Führung. Wird sie den Renminbi erneut abwerten? Greift der Staat den Banken unter die Arme? Oder kommt bald ein grosser Liberalisierungsschritt?

Um das eigene Unwissen ein Stück weit zu vermindern, verbrachte ich vor drei Jahren ein Semester an der Chinesischen Universität Hongkong. Das macht einen nicht zum China-Kenner, zumal Hongkong durch seine spezielle Geschichte längst eine eigene Kultur entwickelt hat. Dennoch ist die ehemalige britische Kronkolonie geeignet, um zu einem besseren Verständnis der chinesischen Wirtschaftspolitik zu gelangen. Denn viele, die gut Bescheid wissen, kommen in Hongkong regelmässig vorbei oder leben schon länger dort: Geschäftsleute, Funktionäre, Intellektuelle. Man braucht nur einen Türöffner – und man ist mittendrin.

Lernbegieriger, fleissiger, disziplinierter

Mit der Zeit kann man drei Lager unterscheiden: die Optimisten, die Pessimisten und die Vorsichtigen. Für die Optimisten, meist westliche Geschäftsleute und Intellektuelle, besteht kein Zweifel, dass China die Weltmacht des 21. Jahrhunderts sein wird. Denn Chine-

Das Kopieren von ausländischen Innovationen wird an seine Grenzen stossen.

sen sind in wesentlichen Dingen überlegen: Sie sind lernbegieriger, fleissiger, disziplinierter. Ferner haben sie dank der Grösse des Landes viel mehr Wissenschaftler und Ingenieure, die Innovationen austüfeln. Zu guter Letzt ist die Politik in China viel weitsichtiger als in den westlichen Demokratien. Während bei uns Probleme nur noch kurzfristig zugedeckt werden können, hat die chinesische Führung, die sich aus den Besten und Ge-



Gefährdetes Wachstumsmodell: Arbeiterin in Chongqing.

scheiterten zusammensetzt, einen Plan. Oft wird China mit der Erfolgsgeschichte Singapurs unter Lee Kuan Yew verglichen.

Die Pessimisten glauben, dass das chinesische Wachstumsmodell zum Scheitern verurteilt ist. China ist zweifellos gross und wichtig, aber wird in den kommenden Jahrzehnten nicht in der Lage sein, eine ähnliche Hegemonie wie die USA im 20. Jahrhundert zu erreichen. Das Kopieren von ausländischen Innovationen wird an seine Grenzen stossen, das

Einkommen pro Kopf stagnieren und der Rechtsstaat schwach bleiben. In diesem Lager findet man viele ehemalige Funktionäre, chinesische Intellektuelle und alteingesessene westliche Geschäftsleute.

Die Vorsichtigen weigern sich beharrlich, eine Prognose abzugeben. Darunter befinden sich Beobachter, die trotz glänzender Sprachkenntnisse und jahrelanger Erfahrung zugeben, dass sie überfordert sind. Mit ihnen versteht man sich als Neuankömmling am besten.

Es gehören aber auch viele zu dieser Gruppe, die sich nicht getrauen, ihre Meinung zu sagen. Es sind hauptsächlich Hongkonger und Festlandchinesen, die in irgendeiner Weise mit dem Regime zu tun haben. Selbst chinesische Ökonomen, die in den USA leben, zögern jeweils, wenn man sie nach ihrer persönlichen Einschätzung fragt.

Japan und Südkorea als Vorbild

Wer die Lage richtig einschätzt, werden wir erst in ein paar Jahrzehnten wissen. Wenn ich die Bilanz dieser sechsmonatigen Erkundungstour ziehen muss, haben die Pessimisten die besten Argumente. Sie sind die Einzigen, die ihre Beurteilung nicht ständig auf einmalige Eigenschaften Chinas zurückführen, sondern allgemeine ökonomische und historische Beobachtungen ins Zentrum stellen. Selbstverständlich sei das grösste Land der Welt speziell, aber die Herausforderungen, vor denen die chinesische Führung stehe, seien alles andere als aussergewöhnlich. Diese Meinung wird auch von Joe Studwell («How Asia Works») geteilt, der aus meiner Sicht die besten Analysen Ostasiens vorgelegt hat.

Die Überlegung der Pessimisten ist einfach. Sie beobachten, dass Länder nur dann wirklich wohlhabend geworden sind, wenn die Regierung nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch in der Politik Freiheit zugelassen hat. Nur bis zu einem gewissen Pro-Kopf-Einkommen kann eine Regierung mit autoritären Mitteln hohe Wachstumsraten erzeugen. Sobald das Ende dieser Phase erreicht ist, braucht es politischen Wettbewerb, rechtsstaatliche Regeln und Platz für private wirtschaftliche Initiative, die immer das Potenzial hat, revolutionär zu wirken.

In der Regel gelingt dieser Übergang nicht. Japan und Südkorea sind Ausnahmen. Normal ist, was wir in Indonesien, Malaysia oder Thailand beobachten. Die Entwicklung verläuft zunächst stürmisch, sobald die Wirtschaft liberalisiert wird, dann folgt die grosse Ernüchterung, weil der Übergang zu einer wirklich freien Wirtschaft durch politische Manöver behindert wird. In diesen Ländern sind es nach wie vor die Tycoons, die dank staatlichen Lizenzen Schlüsselsektoren der Wirtschaft kontrollieren. Die Unternehmer der freien Wirtschaft, meist Textilindustrielle, sind politisch zu schwach, um das enge Geflecht zwischen Politik und Monopolunternehmen zu durchbrechen.

Warum trauen die Pessimisten der chinesischen Führung nicht zu, den Erfolg Japans und Südkoreas zu imitieren? Zunächst ist es die schiere Grösse des Landes, die einen kompletten Umbau des chinesischen Wachstumsmodells besonders schwierig macht. China mag eine beeindruckende Erfahrung in der Verwaltungstechnik aufweisen. Auch ist das System weit flexibler, als man von aussen den



Konservative Wende: Premier Xi Jinping.

Eindruck hat. Bewusst haben die Wirtschaftsreformer immer wieder den Wettbewerb zwischen den Provinzen angeheizt, um neue Ideen auszuprobieren. Aber es ist nun mal äusserst anspruchsvoll, ein Land mit mehr als einer Milliarde Einwohner grundlegend zu verändern, ohne dass alles aus dem Ruder läuft.

Ein ehemaliger westlicher Diplomat erzählte mir, er habe die Proteste auf dem Tian-

Er werde ein freieres China nicht mehr erleben, glaubt ein ehemaliger hoher Funktionär.

anmen-Platz im Frühling 1989 aus nächster Nähe miterlebt. Was ihn am meisten beeindruckt habe, sei die Schnelligkeit gewesen, mit der die Zahl der Protestierenden anwuchs. Jede Stunde seien Hunderttausende zusätzlich auf die Strassen geströmt, nicht nur Studierende, sondern auch Bewohner aus allen Schichten. Er könne gut verstehen, dass die regierenden Kommunisten Angst vor einer politischen Liberalisierung hätten.

Ein altgedienter westlicher Reeder überraschte mich mit der Bemerkung, er könne sich durchaus vorstellen, dass sich die südlichen Provinzen eines Tages von China losagen. Die Region sei viel wohlhabender und habe dank dem kantonesischen Chinesisch eine starke Identität. Ausserdem dürfe man nie vergessen, dass das Reich in der Geschichte immer wieder für einige Zeit auseinandergefallen sei. Dieser Gefahr sei sich die Führung in Peking durchaus bewusst.

Eine zweite Beobachtung, die Anlass zu Pessimismus gibt, ist die Zusammensetzung des Ständigen Ausschusses des Politbüros. Der letzte grosse Reformer war Zhu Rongji, der im März 2003 als Premierminister zurücktrat. Wann immer sein Name fällt, kommen Chi-

na-Kenner ins Schwärmen. Die nachfolgende Führungsriege – Präsident Hu Jintao und Premier Wen Jiabao – gilt als Versagerverein. Sie habe kaum etwas bewegt, sondern nur von der guten Politik Zhus profitiert. Und das heutige Politbüro zeigt klare Tendenzen einer konservativen Wende und einer Abschottung der politischen Führungsschicht. Drei der sieben Mitglieder sind Söhne von früheren hohen Funktionären – allen voran Xi Jinping –, und ein Mitglied hat in die Parteilite geheiratet. Eine Persönlichkeit wie Zhu Rongji, wurde mir öfter gesagt, hätte heute keine Chance mehr, eine prägende Rolle zu spielen.

Deswegen ist damit zu rechnen, dass die Mannschaft um Xi Jinping grundlegende Reformen immer wieder herauschieben wird. Sie scheint primär daran interessiert, die kurzfristige Wachstumsrate zu stabilisieren und das Machtmonopol der Kommunistischen Partei zu verteidigen. Es werden zwar immer wieder Liberalisierungsschritte angekündigt, aber sie hören stets an dem Punkt auf, wo sie einen grundlegenden Umbau einleiten könnten.

Die Bandbreite, innerhalb deren sich die Zinsen und der Wechselkurs bewegen dürfen, wird bisweilen ausgeweitet. Aber die Öffnung des Kapitalverkehrs, die Privatisierung des staatlichen Bankensektors und die Liberalisierung des Finanzmarktes liegen nach wie vor in weiter Ferne – selbst wenn alle wissen, dass es ohne diese Schritte zu Wachstumsblockaden kommt. Das Machtkalkül steht über allem. Ein ehemaliger hoher Funktionär, seit kurzem pensioniert, hat mir beim Bier im exklusiven «Hong Kong Club» anvertraut, er werde ein freieres China nicht mehr erleben.

Tobias Straumann ist Wirtschaftshistoriker und Privatdozent an der Universität Zürich.

W E N D E P U N K T E



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up (www.reichmuthco.ch), welche Konsequenzen wir aus den Wendepunkten in USA und China für die Anleger ableiten.»

Christof Reichmuth
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS
REICHMUTH & CO

INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7 RÜTLIGASSE 1 +41 41 249 49 29
CH-8002 ZÜRICH TÖDISTRASSE 63 +41 44 299 49 49
www.reichmuthco.ch



Die Erfolge der Kurden gegen den Islamischen Staat stehen auf tönernen Füßen: Kämpfer bei Hasaka, Syrien.

Die Allianzen der Kurden

Dank ihren Siegen über die IS-Terroristen dringen die syrischen Kurden immer tiefer in arabisches Siedlungsgebiet vor. Allianzen mit arabischen Stämmen werden unumgänglich. Doch die Türkei droht den Kurden einen Strich durch die Rechnung zu machen. *Von Kurt Pelda*

Die Aussicht vom Abd-al-Aziz-Gebirge ist atemberaubend. François schirmt mit der einen Hand die Augen gegen das gleissende Sonnenlicht ab. «Dort unten, in der Euphratebene, regiert Daesch», erklärt er und benützt dabei die abfällig gemeinte arabische Abkürzung für den sogenannten Islamischen Staat (IS). Seinen anderen Arm schwenkt er nun von Süden in Richtung Südwesten. «120 Kilometer von unserem Bergrücken entfernt liegt Raqqa, die Hauptstadt von Daesch. Das Abd-al-Aziz-Gebirge ist das einzige natürliche Hindernis zwischen der

arabisch besiedelten Euphratebene und den nördlich gelegenen Kurdengebieten. Es ist ein Riesenvorteil, dass die Kurden diesen strategisch wichtigen Höhenzug erobert haben.»

François ist Franzose und will seinen richtigen Namen nicht nennen, weil er Familie in Frankreich hat. «Viele IS-Dschihadisten kommen aus Frankreich, und wenn die rausfinden, wer meine Familienangehörigen sind, könnten sie ihnen etwas antun.» Der Mann mit den militärisch kurz geschnittenen, leicht angegrauten Haaren ist wohl um die vierzig Jahre alt und

trägt den Tarnfleck der Volksverteidigungseinheiten YPG, des bewaffneten syrischen Ablegers der kurdischen Arbeiterpartei PKK.

«Dieser Irgendjemand bin ich»

Seit drei Monaten kämpft François auf dem Berg und hat, auch weil er kaum Kurdisch spricht und von der Aussenwelt völlig abgeschnitten ist, keinen blassen Schimmer, was sich rund um den Globus abspielt. «Hier oben gibt es weder Radio noch Fernsehen.» Warum er denn nach Syrien gekommen sei? «Irgend-



Kämpfer leisten. Letztere lassen sich grob in zwei Gruppen unterteilen: jene wie François, die das ermüdende und eintönige Leben an der Front in Kauf nehmen, und andere, die lieber in Städten weitab vom Kriegsgeschehen ihre Waffen und makellosen Uniformen spazieren führen.

«Erst vor wenigen Tagen hat uns der IS in der Nacht angegriffen. Sie müssen Nachtsichtgeräte an ihre Raketenwerfer angebracht haben, denn ihre Geschosse trafen eine unserer Sandsackstellungen sehr präzise. Wir hatten deshalb vier Verwundete, aber es gelang uns am Schluss trotzdem, die Terroristen wieder den Berg hinabzutreiben.» François erzählt, dass die Kurden nun eine Menge Minen verwendeten, viele davon selbstgebastelt, um dem IS die Annäherung an den Bergrücken zu erschweren. «Zum Beispiel einen Sprengkörper, welcher der amerikanischen Claymore-Mine nachempfunden ist, einer per Draht ausgelösten Mine, die knapp über dem Boden eingegraben wird und bei der Explosion einen tödlichen Hagel von Hunderten kleiner Stahlkugeln nach vorne abfeuert.» Umgekehrt verlegen IS-Kommandos auf den Nachschubwegen der Kurden im Norden des Gebirges heimlich Fahrzeugminen und Sprengfallen. Zerstörte Pick-ups der YPG zeugen davon, dass auch diese Taktik Opfer fordert.

Sufi-Schrein zerstört

Dashti Ahmed, ein achtzehnjähriger kurdischer Kämpfer, zeigt auf eine Senke, die vor seiner Stellung liegt. Durch das wüstenähnliche Gebiet führt eine Schotterpiste auf den nächsten Bergrücken. «Da unten haben wir alles vermint, kein Mensch kann sich noch auf dieser Strasse bewegen.» Durch das Fernglas lässt sich – ein paar hundert Meter entfernt – die verkohlte Leiche eines IS-Kämpfers erkennen. Der Mann hatte offenbar einen Sprengkörper ausgelöst. Weder seine Kameraden noch die YPG konnten die Leiche aus dem Minenfeld bergen.

Auch auf dem Abd-al-Aziz-Gebirge erhalten die Kurden manchmal amerikanische Luftunterstützung. «Am eindrucklichsten sind die Angriffe der amerikanischen AC-130», meint François. Dabei handelt es sich um eine viermotorige Propellermaschine, die ursprünglich als Transportflugzeug gedacht war und später zu einem Erdkampfflugzeug umgebaut wurde. «Diese schweren Brummer kommen immer in der Nacht, und wir hören nur die Motoren und sehen dann die Einschläge am Boden, die Granaten, welche die Bordkanonen seitlich aus dem Rumpf abfeuern. Es sieht aus wie ein gewaltiges Feuerwerk.»

Dann zeigt mir François einen brandneuen Bunker, einen etwa fünf Meter hohen Betonurm mit Schiessscharten. Die Mauern sind so dick, dass selbst die mächtigsten Geschosse, über die der IS verfügt, sie nicht durchschlagen können. Zwei der Bunker sind auf dem Berg-

rücken bereits fertiggestellt, und ein dritter befindet sich im Bau. Lewend, einer der Kommandanten im Stab von General Garzan Efrin, dem Oberkommandierenden in der Region Hasaka, deutet ebenfalls auf den Bunker und versucht die rudimentäre Maginot-Linie so zu erklären: «Wir bauen hier eine Verteidigungs-

«Da unten haben wir alles vermint, kein Mensch kann sich noch auf dieser Strasse bewegen.»

linie auf, um Überraschungsangriffe des IS – wie kürzlich in Kobane – rechtzeitig abzuwehren. Es geht uns damit aber nicht darum, künftige Grenzen festzulegen. In den drei kurdischen Kantonen fordern wir bloss unsere föderalistischen Rechte innerhalb Syriens. Deswegen wollen wir keine Grenzen, mit niemandem. Grenzen sind für Staaten. Und wir bauen hier keinen Staat auf.»

Lewend und Garzan trinken Tee mit den Frontkämpfern, hören sich deren Sorgen an, geben Anweisungen. Dann fahren sie auf einer staubigen Piste durch Haarnadelkurven nach Norden, hinunter ins Tal. Auf dem Weg stoppen sie den Wagen am Fuss des Gebirges und sehen sich eine Ruine an. Für einmal sind die Zerstörungen nicht das Werk amerikanischer Bomberpiloten. Hier hat der IS vor seinem erzwungenen Abzug den Schrein des Sufi-Scheichs Abd al-Aziz zerstört. Die Heiligenverehrung der Sufis, einer in Syrien weitverbreiteten muslimischen Sekte mit einem Hang zum Mystischen, ist für den IS nichts anderes als Götzendienst. Darum mussten der Schrein und das Grab des Scheichs, der dem Gebirgszug seinen Namen gegeben hat, auch verschwinden, genauso wie manche Kirchen oder die berühmten antiken Tempel der syrischen Oasenstadt Palmyra. Letztlich soll es im Reich des Kalifen nur noch eine Farbe geben, die Farbe Schwarz mit dem krakeligen Schriftzug des muslimischen Glaubensbekenntnisses und dem Siegel des Propheten. Alle anderen Schattierungen und Grautöne müssen weichen. Es soll nur noch eine Meinung, einen einzigen Glauben geben, und der wird durch den obskuren Totenkult des IS und dessen einseitige Auslegung des Korans repräsentiert. Das Ziel ist nicht etwa das Streben nach Gott, sondern einzig und allein die Machterhaltung und -vergrößerung der Terrororganisation.

Ethnisch unabhängige Front

Unweit vom Sufi-Schrein treffen sich Lewend und Garzan mit arabischen YPG-Kämpfern. Die beiden kurdischen Kommandeure sprechen sehr gut Arabisch, so stellt die Konversation kein Problem dar. Seit die kurdischen Kantonsregierungen die Generalmobilmachung verfügt haben, ist der Anteil der Araber innerhalb der YPG stark gestiegen. Er soll in-

jemand muss doch etwas gegen Daesch tun, wir können doch nicht immer einfach zusehen, wie die Terroristen stärker und stärker werden. Dieser Irgendjemand bin ich.» Und dann will er wissen, was die Türkei in Syrien für Pläne hat, ob es wieder Krieg zwischen den Türken und der PKK gibt und was es mit der Flüchtlingstragödie in Europa auf sich hat.

Mehrere hundert westliche Kämpfer, vor allem aus Amerika und Europa, haben sich den YPG angeschlossen – neben den Tausenden von PKK-Mitgliedern, die aus der Türkei und dem Irak nach Syrien kamen und in YPG-Uniformen gegen den IS kämpfen. Erkennen kann man die PKK-Leute meist nur daran, dass sie im syrischen Kurdisch manche Ausdrücke nicht verstehen, die dem Arabischen entlehnt sind. Die militärische Bedeutung der kriegserfahrenen PKK-Kämpfer, zum Beispiel bei der Vertreibung des IS aus der Grenzstadt Kobane, ist weit grösser als der Beitrag, den westliche



Der Vorstoss ins Kernland des IS in der Euphratebene bleibt vorerst ein tollkühnes Unterfangen.

zwischen rund 25 Prozent betragen. Ausserdem kämpfen Hunderte arabische Mitglieder der Freien Syrischen Armee (FSA) Seite an Seite mit den YPG. Darüber hinaus gibt es die Sanadid-Miliz des arabischen Schammar-Stamms. Ihr Oberhaupt, Scheich Humaidi Dahham Al Hadi Dscharba, wurde zusammen mit einer kurdischen Politikerin sogar als Co-Gouverneur des kurdischen Kantons Cizire eingesetzt, der Region im äussersten Nordosten Syriens. Damit unterstreichen die Kurden die wichtige Allianz mit den arabischen Schammar und versuchen sich zugleich gegen Vorwürfe aus der Türkei und den Reihen des IS zur Wehr zu setzen, sie würden bei ihrem Vormarsch arabische Dörfer «ethnisch säubern».

Am Fuss der Abd-al-Aziz-Berge gibt es zahlreiche arabische Dörfer, staubige Weiler in brütender Hitze. Aber leer sind diese Siedlungen nicht, hier leben immer noch Araber und auch einige Kurden. Selbst wenn das Misstrauen kurdischer Kämpfer gegenüber arabischen Zivilisten gross ist, versuchen sich die YPG der

Zivilbevölkerung doch als ethnisch unabhängige Einheitsfront gegen den IS zu präsentieren, die alle Menschen in ihrem Herrschaftsbereich, also neben Kurden und Arabern auch Jesiden, Aramäer und Armenier, ohne Unterschied vor der Brutalität der Terroristen schützt.

«Wir Angehörige des Schammar-Stamms haben seit langem gute Beziehungen zu den Kurden», sagt Adeeb Oweinat, ein bärtiger Kommandant der arabischen Sanadid-Miliz. «Gemeinsam mit den YPG haben wir den IS zurückgedrängt, und wir sind bereit, zusammen mit den Kurden bis nach Raqqa und Deir al-Sur vorzustossen, um Daesch den Garaus zu machen.» Seit den siebziger Jahren hat das Assad-Regime versucht, die Kurdengebiete im Nordosten durch die Ansiedlung von Arabern unter Druck zu setzen und ethnische Konflikte zu schüren. Diese Spannungen nutzt nun auch der IS aus, um unter den Arabern Stimmung gegen die Kurden zu machen. Doch die YPG bleiben nicht untätig. Nicht zuletzt mit Hilfe der Schammar versuchen sie, arabische Stämme für sich zu gewinnen, unter ihnen die wichtige Baggara-Ethnie. Ohne Unterstützung durch arabische Einheimische wäre ein Vorstoss ins Kernland des IS in der Euphratebene ein tollkühnes Unterfangen. Die Luftunterstützung durch die von den USA angeführte internationale Koalition ist dabei ein wichtiges «Argument» zugunsten der Kurden, denn welcher arabische Scheich möchte am Schluss schon zu den Verlierern gehören? Nicht selten verhalten sich die Stämme nämlich nicht ideologisch, sondern schlichtweg opportunistisch. Man lehnt sich an den jeweils Stärkeren an.

Erdogan erwägt Schutzzone

Auch mit den Überbleibseln des Assad-Regimes in der Provinzhauptstadt Hasaka sind die Kurden eine Zweckallianz gegen den IS eingegangen. Noch im Januar, bei meinem letzten Besuch in der Stadt, hatten sich die YPG und eine mit ihnen verbündete christliche Miliz heftige Gefechte mit den Assad-Truppen geliefert. Im Juni griff dann der IS Hasaka an, womit die Pan-

zer und anderen schweren Waffen der demoralisierten Regierungstreitkräfte in die Hände der Terroristen zu fallen drohten. Die vor allem im Norden Hasakas stationierten kurdischen Einheiten holten zu einem riskanten Umgehungsmanöver aus, einem militärischen Meisterstück, und umzingelten den in die südlichen Aussenviertel eingedrungenen IS. Als die Terroristen eingeschlossen waren, suchten sich die Kurden die vom IS besetzten Gebäude mit Hilfe von «Google Earth» auf ihren Tablet-Computern heraus und gaben die Koordinaten an die US-Luftwaffe weiter. Die machte dann kurzen Prozess. Kommandant Lewend schätzt, dass bei der Schlacht um Hasaka 700 bis 800 IS-Kämpfer umkamen – eine vernichtende Niederlage also.

Seither versuchen die Kurden, von Hasaka weiter nach Südosten vorzudringen. So soll einerseits die wichtige Strassenverbindung zwischen dem syrischen IS-Gebiet und den irakischen Städten Sindschar und Mosul ge-

Kommandant Lewend schätzt, dass bei der Schlacht um Hasaka 700 bis 800 IS-Kämpfer umkamen.

kappt werden. Andererseits befinden sich in der anvisierten Region nahe der irakischen Grenze zahlreiche Erdöl- und Gasfelder, die man dem IS entreissen möchte. Bedroht wird diese Offensive aber durch das doppelzüngige Verhalten der Türkei, die nun Luftangriffe auf Seiten der internationalen Koalition zu fliegen vorgibt, in Wirklichkeit aber besonders die PKK in deren nordirakischem Rückzugsgebiet bombardiert und damit indirekt auch die YPG in Syrien schwächt.

Ankara will vor allem verhindern, dass seine kurdischen Widersacher das westliche Ufer des Euphrats überschreiten und die kurdischen Gebiete östlich des Stroms und ganz im Nordwesten Syriens vereinigen. Das Grenzgebiet dazwischen wird vor allem von Arabern und turksprachigen Syrern besiedelt. Seit langem schwebt dem türkischen Präsidenten Erdogan dort die Einrichtung einer «Schutzzone» vor, doch im Moment wird das Gebiet noch vom IS beherrscht. Es ist die einzige Region im IS-Territorium, das noch an die Türkei angrenzt, und dessen Verlust käme einer massiven Schwächung der Terrororganisation gleich. Denn in der Nähe der Ortschaften al-Rai und Dscharabulus kann der IS immer noch ausländische Dschihadisten und Nachschub über die Grenze schmuggeln – unter den Augen der türkischen Armee. Wie diese Zone zu erobern und nachher auch zu schützen wäre, darüber gehen die Meinungen in Ankara und Washington diametral auseinander. Solange dieser Zwist aber nicht beigelegt wird und die offizielle Türkei die Kurden viel stärker als den IS bombardiert, so lange stehen die kurdischen Erfolge gegen den Terrorstaat auf tönernen Füßen. ○

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Heinrich Villiger**
Die Tabakindustrie wird völlig unnötig massiv bedroht
- **Gotthard-Sanierungstunnel**
Für Uri und das Tessin eine unverzichtbare Lebensader
- **Wahlen 2015**
Kandidaten der KMU-Wirtschaft wollen mehr Gewicht im Parlament

www.gewerbezeitung.ch

Fahrt ins Bodenlose

Von Thilo Sarrazin — Der Zehn-Punkte-Plan zur deutschen Flüchtlingspolitik offenbart, wie unklares Denken zu unschlüssiger Politik führt.



Vor einigen Tagen veröffentlichten die beiden Schwergewichte in der SPD, der Parteivorsitzende Sigmar Gabriel und der Bundesaussenminister Frank-Walter Steinmeier, einen Zehn-Punkte-Plan zur Flüchtlingspolitik. Dem sorgfältig formulierten Papier sieht man den Feinschliff durch die Diplomaten des Auswärtigen Amtes an. Der glatte Text geht runter wie Öl. Erst wenn man ihn Satz für Satz auf seine Aussagen abklopft, offenbaren sich die Fallen, die ins Bodenlose führen:

—«Europa steht vor einer Generationenaufgabe.» Was ist damit gemeint? Es ist nicht Europas Aufgabe, die politischen Verhältnisse im Rest der Welt oder auch nur im Nahen Osten zu ordnen. Oder prognostizieren die Autoren, dass die gegenwärtigen Flüchtlingsströme noch eine Generation anhalten? Dann hätte Deutschland – auf der Basis der gegenwärtigen Prognose für 2015 – noch mit dreissig Millionen und ganz Europa mit siebzig Millionen Asylbewerbern zu rechnen.

—«Nie zuvor waren so viele Menschen auf der Flucht vor politischer Verfolgung und Krieg wie heute.» Das ist historischer Unfug. Die Welt war noch nie so friedlich wie heute. Aber die Grenzen sind durchlässiger geworden, die Kommunikationsmittel besser und die Transportmöglichkeiten billiger. Heute machen sich Millionen Menschen auf den Weg in reichere Länder, die noch vor wenigen Jahrzehnten die örtlichen Verhältnisse erduldet hätten oder versucht hätten, sie zu verbessern.

—«Viele von ihnen suchen Schutz bei uns in Europa.» Schief und irreführend. Nur zwanzig Prozent der deutschen Asylbewerber sind Kriegsflüchtlinge aus Syrien. Afrikaner, Albaner und die meisten anderen kommen aus wirtschaftlichen Gründen.

—«Wir müssen damit rechnen, dass das angesichts der Krisen in unserer Nachbarschaft auf Jahre so bleibt.» Was sind «Krisen», und was gehört zu unserer «Nachbarschaft»? Reicht sie bis Algerien, bis zum Sudan oder bis nach Somalia? Und seit wann entscheidet Nachbarschaft über die Asylberechtigung oder den Bewerber-Andrang? Tatsächlich beobachten wir doch, dass es immer mehr Fernreisende unter den Flüchtlingen gibt.

—«Wir Europäer sind es uns selber und der Welt schuldig, der grossen Herausforderung dieser Hilfe suchenden Menschen gerecht zu werden.» Was ist damit gemeint? Dass wir jeden aufnehmen, der an unsere Tür klopft, unabhängig von Gründen und Zahlen? Das wäre verantwortungslos. Oder ist damit gemeint, dass wir die Verantwortung haben für die Verbesserung der Verhältnisse in den Herkunftsländern? Das wäre anmassend und illusionär.

—«Klar ist: Die bisherige Reaktion entspricht nicht dem Anspruch, den Europa an sich selbst haben muss.» Das ist der erste richtige Satz. Aber er bedeutet offenbar nicht, die



Fallen: SPD-Politiker Steinmeier, Gabriel.

Grenzen besser zu schliessen. Im Sinne der Autoren bedeutet er offenbar eher das Gegenteil.

—«Europa darf nicht länger zögern, die EU muss jetzt handeln.» Vor dem Handeln kommen die Analyse und die Entscheidung über die Handlungsrichtung. Beides fehlt.

—«Deshalb müssen wir eine europäische Asyl-, Flüchtlings- und Migrationspolitik verfolgen, die auf dem Prinzip der Solidarität und den gemeinsamen Werten der Menschlichkeit gründet.» Hier wird durcheinandergeworfen, was einer Trennung bedarf. Erstens: Einwanderungspolitik muss den Interessen des jeweiligen Einwanderungslandes folgen. Diese Interessen sind von Land zu Land unter-

schiedlich. Zweitens: Asylpolitik ergibt sich aus der Formulierung und Auslegung des Asylrechts. Gegenwärtig sind zirka achtzig Prozent der auf der Erde lebenden Menschen aufgrund der Verhältnisse in ihren Herkunftsländern grundsätzlich in Deutschland asylberechtigt, wenn sie die deutschen Grenzen erreichen. Sollen unsere «Solidarität» und die «gemeinsamen Werte der Menschlichkeit» wirklich so weit gesteckt sein? Und drittens: Flüchtlingspolitik für die Welt muss sich nicht in Europa vollziehen. Kriegsflüchtlinge werden am besten in ihrem Heimatland oder nah an dessen Grenzen untergebracht.

So weit der Vorspann des Zehn-Punkte-Programms, von dem kein einziger Satz richtig oder auch nur ausreichend klar ist. In den zehn Punkten selber wird Richtiges mit Falschem unauflösbar vermischt:

1—Richtig sind verbindliche Aufnahmequoten für alle EU-Mitgliedstaaten. Falsch ist der Massstab der «Leistungsfähigkeit». Es kann nur einen vernünftigen Massstab geben, das ist die Bevölkerungsgrösse des Aufnahmelandes.

2—Richtig ist die Forderung nach einem gemeinsamen europäischen Grenzmanagement. Dreissig Jahre nach dem ersten Schengen-Abkommen ist diese Forderung aber auch ein geistiger und politischer Offenbarungseid.

3—Richtig ist die Rückkehr der Flüchtlinge ohne Schutzanspruch in ihre Heimatländer. Kaum ausreichend und fast schon erheiternd ist der einzige Vorschlag dazu, nämlich technische und finanzielle Unterstützung für diese Staaten von einer konstruktiven Zusammenarbeit abhängig zu machen.

4—Richtig ist es, sichere Herkunftsstaaten zu definieren. Falsch ist es, diesen Status auf EU-Beitrittskandidaten zu beschränken. Damit besteht der Rest der Welt quasi automatisch aus potenziellen Verfolgerstaaten, in denen achtzig Prozent der Menschheit leben.

5—Verheerend in ihrer Konsequenz ist die Forderung, die Seenotrettung im Mittelmeer langfristig europäisch zu verstetigen und die EU mit entsprechenden Kapazitäten auszustatten. Solange nicht die Rettung aus Seenot unverzüglich in eine Rückführung zum Startpunkt mündet, betreibt solch eine Politik das Geschäft der Schleuser, indem sie die Zuständigkeit für den gefährvollsten und aufwendigsten Teil der Reise in europäische Hände legt.

Man muss hoffen, dass die beiden Autoren klüger sind und weiter blicken, als ihr Zehn-Punkte-Programm es vermuten lässt. Meist wird die Wirklichkeit schlimmer, als die Papiere mit den guten Absichten es vermuten lassen. Hier sollte es einmal umgekehrt sein.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

**FÜR FREIE
MEINUNG! AUCH
FÜR DIE MEDIEN?**



Christoph Blocher
Altbundesrat

#SagesderSchweiz

Und was ist Ihre Botschaft an die Schweiz? Schreiben Sie es uns auf www.SagesderSchweiz.ch.
Schon bald könnte Ihre Aussage als Inserat erscheinen.





Essay

«Gerade wir als Deutsche...»

In den Medien werden alle, die gegen Flüchtlingsunterkünfte sind, als Rechtsextreme abgestempelt. Unterwegs in Ostdeutschland, spürten wir jedoch nicht Fremdenhass, sondern eine tiefe Verunsicherung angesichts einer Politik, die als strategie- und orientierungslos empfunden wird. *Von Christian Huber*

Seit zehn Jahren mit dem Schiff in Europa unterwegs, sind wir nach einigen Monaten in Berlin weiter östlich gefahren, tief in die ehemalige DDR. Das wald- und seenreiche Gebiet des Schenkenlandes und der Niederlausitz ist dünn besiedelt, strukturschwach und teilweise sehr ärmlich. Viele Häuser sind zerfallen, die Strassen holperig. Wir kamen mit den Einheimischen ins Gespräch, lasen die Lokalpresse und hörten die Lokalsender. Wir erlebten eine Bevölkerung, die nur schwer damit umgehen kann, dass alle denkbaren Unterkünfte – vom stillgelegten Baumarkt über ehemalige Kasernen der Sowjetarmee bis zu Hotels – mit Tausenden von Flüchtlingen, zu meist jungen Männern, gefüllt werden.

Zurück vom Einkaufen in Königs Wusterhausen, mussten wir in Gross Köris von der Regionalbahn in den Bus umsteigen. Auf dem Weg zur Bushaltestelle kam uns eine Gruppe von etwa zehn jüngeren Männern entgegen. «Shopping-Mall?», fragen sie. «Aldi?» Wir wiesen ihnen den Weg. Aus dem Bus sahen wir weitere Männergruppen durch das Dorf schlendern. «Die wohnen alle oben im Wald, in einer alten Ferienkolonie aus DDR-Zeiten», erklärte uns der Busfahrer. Gross Köris, dies zum Verständnis, ist nicht gross. Es heisst nur so, damit man es von Klein Köris unterscheiden kann.

Was hätte Honecker gemacht?

Sonntagsausflug in den Spreewald. Am Nebentisch im Biergarten sassen vier gepflegte Männer, unterwegs auf einer Radtour. Sie diskutierten darüber, dass die leerstehenden Gebäude des seit Ende der Berliner Luftbrücke stillgelegten Flughafens Tempelhof reaktiviert und für Flüchtlinge hergerichtet werden sollen. «Ist doch super!», meinte einer von ihnen. «Einen neuen Flughafen für Flugzeuge bauen können sie nicht, aber einen alten für Flüchtlinge einrichten, das geht ruck, zuck.» Als vor zwei Jahren bekanntwurde, dass auf dem Tempelhofer Flughafenareal (nicht ganz billige) Wohnungen gebaut werden sollten, gab es einen veritablen Volksaufstand.

Ein älterer Mann am Nebentisch, seinerzeit in der DDR Inhaber eines Familienbetriebes, blickte sich zuerst nach links und rechts um – alte DDR-Überlebensstrategie –, bevor er zu uns sagte: «Unter Honecker hätte es so

was nicht gegeben.» Einzig die Ungarn hätten begriffen, was Schengen und was EU-Aussengrenze bedeuteten.

Auch die Marktfrau, die im kleinen Dorf, in dessen Nähe wir mit unserem Hausboot liegen, selbstgezogenes Gemüse verkauft, ereifert sich: «Soll mir mal doch jemand erklären, warum hier Tausende von Fremden untergebracht werden, während die Kommunen finanziell derart klamm sind, dass es nicht für anständige Löhne des Krippenpersonals reicht!»

Für die Medien und die Politiker hingegen sind alle, die sich gegen Flüchtlingsunterkün-



Gut: SPD-Chef Gabriel mit Flüchtlingshelfern.

te aussprechen, umgehend «Rechtsextreme» und «Neonazis». Dass vielfach ganze Familien auf die Strasse gehen, denen es angesichts dieser veritablen Invasion mulmig wird, wird einfach ausgeblendet. Endlich kann man die Welt in Gut und Böse einteilen: Die Guten engagieren sich in Freiwilligengruppen, Ad-hoc-Aktionen wie «Dresden nazifrei» und veranstalten bunte Willkommensfeste. Die wirklich Bösen fackeln als Flüchtlingsunterkünfte vorgesehene Gebäude ab und veranstalten Protestmärsche – in der Sprache des ZDF-Nachrichtenmoderators Claus Kleber «schlurfen sie dumpf durch Heidenau».

Endlich kann Mainstream-Deutschland der Welt beweisen, wie gut und solidarisch es ist, wie es alle Fremden umarmt und mit den Nazis nichts mehr am Hut hat. Eine rationale Flüchtlingspolitik wird durch das deutsche Nachkriegstrauma, das erdrückende Gefühl der Erbsünde, völlig verunmöglicht. «Gerade wir als Deutsche...» heisst es immer wieder. Wenn eine Gruppe von Flüchtlingen in einem geschlossenen Lastwagen an Autoabgasen erstickt: Wie soll bei der sich aufdrängenden Assoziation zu Auschwitz eine nüchterne Diskussion überhaupt noch möglich sein?

Ein Rentner, mit dem wir ins Gespräch kommen, eröffnet eine andere Perspektive. Als Naturwissenschaftler war er viele Jahre lang in Syrien und im Irak unterwegs, später in Afrika. «Dort sind mehrere hundert Millionen Menschen auf dem Sprung nach Europa», sagt er nachdenklich. «Jetzt feiern wir noch Willkommensfeste. Aber was wird sein, wenn wir begreifen, dass dies hier erst der Anfang ist?»

Es ist nicht Fremdenhass, den wir hier in der ehemaligen DDR spüren – wobei wir einräumen müssen, dass wir keinen Kontakt zu Neonazis haben. Es ist vielmehr eine tiefe Verunsicherung angesichts einer Politik, die als strategie-, konzept- und orientierungslos empfunden wird. «Es kann doch nicht sein,» sagte der ehemalige Berliner Bezirksbürgermeister Heinz Buschkowsky (SPD) im Berliner Rundfunk, «dass wir der ganzen Welt verkünden: «Kommet alle her in unser Land, die ihr mühselig und beladen seid!» Zurzeit läuft es allerdings ganz anders.

In Berlin-Reinickendorf brannte letzte Woche eine Turnhalle neben einer Flüchtlingsunterkunft bis auf die Grundmauern nieder. Wieder wussten die Medien sofort, wo die Täter zu suchen waren. In der rechten Szene natürlich, und da die Linken auch hier die mediale Lufthoheit haben, ist «rechts» gleichbedeutend mit «rechtsextrem». Mit grosser Erleichterung meldeten dieselben Medien vor ein paar Tagen, die Flüchtlingskinder, welche zugegeben hätten, gekokelt (gezeuselt) zu haben, seien noch nicht strafmündig.

Christian Huber ist promovierter Jurist. Von 1999 bis 2005 war er für die SVP Zürcher Regierungsrat sowie Finanzdirektor. Seit 2005 ist er Besitzer und Kapitän des Hausboots «Kinette».



Ein Land besorgter, bedrohter und verängstigter Eliten: Kreml, 1938.

Kommunistische Aristokratie

Wer regiert Russland? Nicht allein Putin und schon gar nicht die neureichen Oligarchen. Eine kleine Elite hält seit Sowjetzeiten die Fäden in der Hand.

Von Thomas Fasbender

An der tapezierten Wand im Korridor hängen Schwarzweissaufnahmen hinter Glas. Die auf der linken Seite zeigen Annas Familie. Rechts davon ist seine, Alexanders. Sein Grossvater war Minister für Kohle und Montanindustrie. Links oben in einem schwarzen Rahmen Annas Grossmutter als junge Frau, streng und masslos schön. Zwölf aus ihrer Familie, Juden aus Rostow am Don, wurden erschossen. Stalins Trittsiegel bestand aus Todesurteilen. Schräg darunter hängt ein Foto von Annas Vater: Kampfpilot, Fliegergeneral, dichtes schwarzes Haar, dunkle, kaukasische Augen, ein Oberlippenbart wie Clark Gable. Ein anderes Foto zeigt ihn stolz neben einem silberglänzenden Roadster BMW 328 «Mille Miglia». Der war ein Geschenk von Wassili Stalin. Dem Sohn des Diktators.

Der Vater des Kampfpiloten, Annas Grossvater, hat von 1923 bis 1965 im Allerheiligsten der Sowjetmacht überlebt – unter Lenin, Stalin, Chruschtschow, Breschnew. Zuletzt war er Staatsoberhaupt der UdSSR, dann ist er eines natürlichen Todes gestorben. Anastas Mikojan – Volkskommissar, Politbüro-Mitglied, Minister – ist eine legendäre Gestalt.

Warum blieb er verschont?

Nur die jüngsten seiner fünf Söhne, Iwan und Sergo, sassen ein einziges Mal in Haft, halbe Kinder noch. Zwei, drei Wochen, sagt Anna, ohne Folter, zur Warnung. Stalin hatte Angst vor dem Tod; allein die Angst der anderen

konnte die seine bannen. Wer ausser Anastas Mikojan war am Ende noch übrig, der sein Sündenregister kannte? Warum blieb ausgerechnet er verschont? Anna weiss es nicht.

Nur 229 Menschen haben zwischen 1917 und 1991 den Kurs der Sowjetunion bestimmt: die Mitglieder und Kandidaten des Politbüros, die Mitglieder und Kandidaten des Organisationsbüros des Zentralkomitees der KPdSU, die Sekretäre und Mitglieder des Sekretariats des Zentralkomitees. 229 Gottbegnadete.

Wer eine Gesellschaft verstehen will, beginne bei ihren Eliten. Die in der Mitte gleichen sich überall, erst recht unter globalisierten Bedingungen – eine amorphe Masse Halbreicher, die sich vorgaukelt, die Welt sei ein Dorf. Doch auch die tragen nur ihre Obrigkeit auf den Schultern, egal, wie das Ganze sich nennt. Demokratisch oder autoritär. Erst oben, ganz oben – und dann wieder ganz unten – werden die Unterschiede sichtbar.

Im Zürcher *Tages-Anzeiger* erschien Ende 2014 ein Beitrag, der einmal mehr bewies, wie hilflos der Westen dem Phänomen Russland ausgeliefert ist. Die Herrscher in Moskau, so hiess es darin, verteuflten den Westen ob seines Sittenverfalls und Kulturverlusts. Aber genau dorthin, in diesen zutiefst verdorbenen Westen, schickten sie ihre Söhne und Töchter, liessen sie dort ausbilden, leben, reich und glücklich werden.

Die Klage ist ein Kontinuum westlicher Medien; im Fadenkreuz steht die vermeintliche

russische Verlogenheit. Eine Parade an Beispielen diente der Zeitung als Beleg: Eisenbahnchef Wladimir Jakunin, Vizeparlamentspräsident Sergei Schelesnjak, Vizepremier Dmitri Kosak. Nicht zuletzt der Präsident selbst – auch Wladimir Putins Töchter haben einige Jahre lang im Ausland gelebt.

Zweifel am verdorbenen Westen

Der Ansatz spiegelt die Ignoranz unserer westlichen Zivilisation all dem gegenüber, was jenseits ihrer Grenzen steht. Denn das wissen die russischen Millionäre ebenso gut wie die Reichen aus Basel und Bielefeld: Le Rosey, Salem, das Institut auf dem Rosenberg, Eton und Co sind weder Brutstätten der Weltrevolution noch solche postmoderner Irrungen und Wirrungen. Von wegen Sittenverfall und Kulturverlust. Jeder Schweizer Schuldirektor, wenn er in dieser Liga spielt, kennt die Zweifel der russischen Eltern am angeblich verdorbenen Westen von seinen Moskauer Roadshows. «Nicht doch», beruhigt er dann, das Ideal der Familie werde an seiner Schule ganz gewiss hochgehalten, Atheismus bestimmt nicht gepredigt.

Russland ist ein Land besorgter, bedrohter und verängstigter Eliten. Das beginnt damit, dass es immer nur ganz wenige sind. 1858, drei Jahre vor der Aufhebung der Leibeigenschaft, gehörten 0,76 Prozent der russischen Bevölkerung dem Adel an. In Europa – Preussen, Österreich, Frankreich, Grossbritannien – lag der Anteil doppelt so hoch; in Polen, dem Land

des ausufernden Kleinadels, waren es bis zu 15 Prozent.

Lokale Selbstverwaltung in den russischen Gouvernements und Bezirken gab es spätestens seit 1785. Doch wählen durfte nur, wer eine bestimmte Zahl von Leibeigenen besass. Fast ein halbes Jahrhundert später, bei einer Bevölkerung von rund 56 Millionen, waren im Zarenreich nur 21 916 Gutsbesitzer auf lokaler Ebene wahlberechtigt – ein Viertelpromille.

Dann kam 1917 die bolschewistische Zeitenwende und 1991 die nächste, eine veritable Spitzkehre. Wie haben Annas Standesgenossen das Ende des Kommunismus wahrgenommen? Sie spricht ansonsten schnell; bei dieser Frage zögert sie. Ihre Generation? Ja, ihre Generation. «Schlecht», sagt sie schliesslich. Sie habe sie ja alle gekannt, schon aus der Schule. Viele seien ausgewandert, viele gestorben, viele viel zu früh. Sie spricht von ihrer Elite, der alten, kommunistischen. Die Chodorkowskis und andere Oligar-



Molotows Enkel: Wjatscheslaw Nikonow.



«Mister Njet»: Alexei Gromyko.

chen gehören nicht dazu. Das ist nicht ihre Welt. Reiche zählen nicht. «In Russland», sagt sie, «bestimmt nicht das Geld, wer du bist, nur die Nähe zur Macht». Zuvor hat sie von Grossvater Mikojan erzählt, der sich von seinen Söhnen die Haushaltsbücher vorlegen liess, als sie schon Generäle waren. Und davon, dass es nicht für jedes der Kinder ein Fahrrad oder Schlittschuhe gab.

Für sein 2002 erschienenen Buch «Die geheimsten Verwandten» hat der russische Publizist Nikolai Senkowitsch in enzyklopädischer Fleissarbeit 1532 Söhne, Töchter, Enkel, Eltern und Geschwister von 176 der gottbegnadeten Sowjetführer ausfindig gemacht und aufgelistet – ein Gotha der kommunistischen

Aristokratie. Die wenigsten von ihnen haben ein bedeutendes Leben geführt. Viele erlagen Intrigen, dem Überdruß, Kaviar, Wodka. Einige wurden im Gulag eingesperrt, andere gefoltert, aufgehängt oder erschossen.

Die neue Zeit begann 1987 am 13. März mit dem sowjetischen Ministerratsbeschluss Nummer 321. Fortan gab es sogenannte «Zentren des technisch-wissenschaftlichen Schaffens der Jugend». Ihre Chefs, zumeist Funktionäre der kommunistischen Jugendorganisation Komsomol, richteten Jeans-Fabriken ein, handelten mit Rohstoffen, die sie zu staatlichen Preisen bezogen, importierten Computer und produzierten Raubkopien amerikanischer Videos. Sie wurden zum Motor des Fortschritts. Als nach 1992 die Privatisierung begann, gründeten sie Banken, kauften Aktien und Komsomol-Liegenschaften. Der ins schweizerische Rapperswil exilierte ehemalige Ölmagnat und frühere stellvertretende Komsomol-Sekretär Michail Chodorkowski, im März 1987 noch keine 24 Jahre alt, ist nur der bekannteste unter den «neuen Russen».

Von allen Träumen, die das Volk sich immer noch leistet, ist einer der zähesten der Wunsch, ganz oben dabei zu sein. Elite, VIP. Wenigstens einmal in ihrem Schatten zu stehen. Wer es bis ganz hinauf geschafft hat, der krallt sich fest.

«In Russland», sagt sie, «bestimmt nicht das Geld, wer du bist, nur die Nähe zur Macht.»

Entwickelt ungeheures Misstrauen und verlässt sich, wenn überhaupt auf jemanden, nur auf engste Freunde, Clan, Sippe und Familie.

Heute liegt die Zahl der russischen Dollarmilliardäre und -millionäre bei rund 200 000 – gerade einmal 0,14 Prozent der Bevölkerung, ein Fünftel des adeligen Anteils von 1858. Ein steinreiches Nichts. Die Etage darunter bevölkert der Mittelstand: kleine und mittlere Geschäftsleute, Spezialisten wie IT-Profis, Juristen, Buchhalter, Bank- und Versicherungsangestellte, Werbefachleute und dergleichen. Schliesslich die hohen Beamten und Offiziere in den Streitkräften und der inneren Sicherheit. Der Statistik nach sind es an die dreissig Prozent der Gesellschaft. Materiell steht nicht viel dahinter. Die eigene Wohnung, eine Datscha im Grünen, ein bis zwei PKW, wenn es hochkommt, ein Auslandsurlaub im Jahr.

Es ist ein verletzlicher, fragiler Mittelstand. Keiner, der die Elite stützt – aber auch keiner, der sie stürzt. Zur «Elite» gehört dieser Mittelstand nicht, so wenig wie die niedrigen Mächtigen, die Beamten in den abertausend örtlichen Administrationen, austauschbar und wertlos. Die Macht ist in der Tat ganz oben konzentriert. Die russische Elite, in Moskau gebündelt, erhält sich selbst, zerstört sich selbst und ersetzt sich selbst. Wie ein schwarzes Loch im Zentrum

einer Galaxie saugt sie Macht und Geld aus dem riesigen Land.

Neben den Bilanzjongleuren aus dem Komsomol und Anna Mikojans Überlebenskünstlern gibt es noch eine Sorte Sowjet-Adel, der seine Spur in der neuen Zeit hinterlässt. Materiell ist er weit unterhalb der Oligarchen angesiedelt. Diese dritte Gruppe bleibt dem Staat über alle politischen Systeme hinweg treu. Es ist eine Haltung, die nicht nur in Russland in Familien gedeiht. In Deutschland heissen sie Weizsäcker oder de Maizière, um nur zwei zu nennen. Wenn Institutionen untergehen, kümmern einzelne ihrer Mitglieder sich um den Fortbestand der Ordnung.

Wjatscheslaw Nikonow ist ein Beispiel. Der 1956 geborene Historiker und derzeitige Duma-Ausschussvorsitzende für Bildung sass schon in der ersten Duma 1993. Sein Vater war KGB-Mitarbeiter, Professor und Redaktor der Zeitschrift *Kommunist*. Sein Grossvater hat 1939 den Hitler-Stalin-Pakt unterzeichnet: Wjatscheslaw Molotow, sowjetischer Aussenminister.

Oder Alexei Gromyko, Historiker, Grossbritannien-Experte und seit Ende 2014 Leiter des Europa-Instituts der Russischen Akademie der Wissenschaften. Der Vater Anatoli war Diplomat, Gesandter in den USA und der DDR. Der Grossvater: Andrei Gromyko, der berühmte «Mister Njet» – sowjetischer Vertreter bei der Uno nach 1946, von 1957 bis 1985 Aussenminister, ein Urgestein des Kalten Krieges.

Bürokratie und Intelligenzija als Erzfeinde

In Sachen Elite vertritt Anna Mikojan ihre ganz persönliche Theorie. Katharina II. habe den Adel von der Prügelstrafe erlöst – dem Stand, der Musse hatte, somit auch noch Würde gegeben. Würde und Musse, das – so Anna – sei die Geburtsstunde der russischen Intelligenzija gewesen, die man nicht mit westlichem Bildungsbürgertum verwechseln darf: «Die Intelligenzija gibt es in keinem anderen Land.» Doch sie werde schon seit Nikolaus I. bewusst dezimiert, sagt sie, und heute erst recht und mit Unterstützung der Macht. In Russland seien Bürokratie und Intelligenzija Erzfeinde. Die Kommunisten hätten den Kampf nur perfektioniert.

Woran ihr Grossvater Anastas geglaubt habe, frage ich. Vier Herren hat er gedient und der Partei obendrein. Was hat ihn getrieben? Macht? Geld? Eitelkeit? Die Weltrevolution? Der Kommunismus? Das Imperium?

«Ganz sicher nicht Geld», sagt sie. Auch nicht Macht. Macht, das war Lenin, viel mehr als alle Nachfolger. Stalin war krank, ein Psychopath.

Dann sagt sie, er habe gewollt, dass es den Menschen bessergehe. Sie weiss selbst, wie absurd das klingt. Seine Unterschrift stand auf den Todesurteilen. Alle ihre Unterschriften standen da, die des ganzen Politbüros. Das war Stalins Bedingung gewesen: Für den Terror hafteten sie gesamtschuldnerisch. Auf Erden und vor Gott.

«Ich kam mir vor wie ein Gespenst»

Christian Bale gilt als einer der besten Schauspieler seiner Generation. Im Interview spricht der Hollywood-Star über die Kunst, ohne Drehbuch auszukommen, und über den Willen, für besondere Rollen Grenzen zu überwinden. *Von Claas Relotius*

Es ist früh am Morgen, als Christian Bale im Berliner Hotel «Adlon» zum Interview erscheint. Der gebürtige Waliser ist erst am Abend zuvor aus Los Angeles angereist, um seinen neuen Film «Knight of Cups» vorzustellen. Jetzt sitzt er frisch geduscht auf dem Stuhl einer Suite und trinkt drei Tassen Kaffee nacheinander. Das viele Reisen mache ihm nichts aus, sagt Bale. Er nutze die Zeit im Flugzeug zum Lesen neuer Drehbücher. «Wenn ich nach einem achtstündigen Flug bei der Landung noch wach bin», sagt er, «könnte die Rolle etwas für mich sein.»

Mr Bale, Sie haben in Ihrer Karriere schon Batman, Moses und einen psychopathischen Wall-Street-Banker gespielt. In welcher Rolle haben Sie sich am wohlsten gefühlt?

Das ist schwierig zu vergleichen. Jede dieser Rollen hatte ihre eigenen Vorzüge. Da sind auf der einen Seite zwei echte Helden, zwei Typen mit Superkräften. Der eine stürzt sich im Fledermauskostüm von Hochhäusern, der andere teilt das Meer und wandert vierzig Jahre lang durch die Wüste. Beides nicht schlecht! Aber Batman und Moses sind natürlich zwei ziemlich bekannte Figuren, der eine aus Comics, der andere aus der Bibel. Das macht die Rollen nicht unbedingt dankbar, weil jeder Zuschauer im Kino eine sehr genaue Vorstellung davon hat, wie diese Helden auf der Leinwand auszusehen haben.

Die «Batman»-Reihe mit Ihnen hat an den Kinokassen rekordverdächtige 2,4 Milliarden Dollar eingespielt. Für Ihre Darstellung des Moses in Ridley Scotts «Exodus», ebenfalls ein Blockbuster, haben Sie dagegen viel Kritik geerntet.

Das ist genau, was ich meine. Man kann mit seiner Interpretation als Schauspieler einen Nerv treffen oder damit komplett falschlügen.

Wollen Sie sagen, Erfolg sei vor allem Glückssache?

Auf keinen Fall. Aber ich meine, dass man den Publikumserfolg nicht immer selbst in der Hand hat – dass man nicht am Reißbrett planen kann, wie die Darstellung beim Publikum ankommt. An Batman haben sich schon viele Schauspieler versucht, und manche wurden für ihre Darstellung öffentlich verrissen, obwohl es keine schlechten Filme waren. Als Schauspieler

ist man seinen Rollen und der Meinung der Zuschauer immer auch ein Stück weit ausgeliefert.

Für den mordenden Banker, den Sie in «American Psycho» gespielt haben, gab es ebenfalls eine Vorlage. Die Rolle basierte auf einer Romanfigur aus dem gleichnamigen Bestseller von Bret Easton Ellis.

Das Buch haben zwar auch ziemlich viele Leute gelesen, aber ich hatte in der Rolle trotzdem mehr Spielraum, um den Charakter mit eigenem Leben zu füllen. Wenn ich also nochmals die Wahl hätte, würde ich wohl am liebsten den Psychopathen noch einmal spielen.

Auch weil das Drehen angenehmer wäre? Kürzlich war zu lesen, Sie seien mit nunmehr vierzig Jahren die Prügelnszenen als Batman leid.

Das klingt, als wäre ich ein ausrangierter Boxer, der sich auf sein Altenteil zurückziehen will, aber, ja, ganz falsch ist es nicht. Die Drehs für die «Batman»-Filme haben jedes

«Nach Spielberg dachte ich, ich würde nie wieder freiwillig einen Film drehen.»

Mal Spuren hinterlassen. Wenn der Regisseur Christopher Nolan bei Kampfszenen «Cut!» rief, habe ich immer ein paar Sekunden zu früh die Fäuste gesenkt, dann erwischte mich immer noch ein rechter Haken mitten im Gesicht. «Exodus» zu drehen, war übrigens auch kein Spaziergang, weil ich mit meiner hellen, walisischen Haut stundenlang in der brennenden Wüstensonne stehen musste. Ich frage mich, wie Moses das vierzig Jahre lang ausgehalten haben soll. Einen verrückten Wall-Street-Banker zu spielen, ist dagegen eine vergleichbar angenehme Nummer. Man trägt eben schicke Anzüge, trinkt Martinis und hängt in ziemlich gediegenen Apartments ab.

«American Psycho» kam 2000 in die Kinos. Patrick Bateman, der Serienkiller in Nadelstreifen, gilt heute als legendäre Filmfigur: ein New Yorker Investmentbanker, der tagsüber kokost und zur Musik von «Genesis» seinen Körper stählt, um nachts Jagd auf Obdachlose oder Prostituierte zu machen. Amüsiert es Sie, dass die Rufe nach einer Fortsetzung seit der Finanzkrise lauter geworden sind?

Davon habe ich auch gehört, es wundert mich nicht. Die Geschichte war natürlich eine böse Satire, eine Parabel, schwarz und überzogen zwar, aber sie besaß ja einen wahren Kern. Meine Lieblingsszene in «American Psycho» ist die, in der Bateman im Büro sitzt und einen Nervenzusammenbruch erleidet, weil er es nicht erträgt, dass all seine Kollegen teurere Visitenkarten besitzen als er. Ein Klischee, genau wie die ganzen Drogen und die künstliche Musik. Aber wenn ich heute Geschichten über die Spekulanten lese, die im wirklichen Leben ihren Anteil an der Finanzkrise hatten, dann gibt es hier und da schon einige Parallelen zu Bateman, mal abgesehen von den Morden natürlich. Machtgier, Oberflächlichkeit, Skrupellosigkeit – davon handelte der Film, und sieht die Wirklichkeit so anders aus? Ich wäre mir da nicht so sicher.

Spielen diese Attribute nicht auch im Filmgeschäft eine Rolle?

Absolut. Skrupellos geht es da auch zu, und wahrscheinlich gibt es da sogar noch mehr Psychopathen. Der Unterschied ist aber, dass man sich im Filmgeschäft immer nur selbst ruinieren kann. Im Finanzgeschäft müssen es meistens die anderen ausbaden.

Sie sind sehr früh ins Filmgeschäft eingestiegen, spielten schon mit dreizehn Jahren die Hauptrolle in der Verfilmung von Astrid Lindgrens Kinderbuchklassiker «Mio, mein Mio». Noch im selben Jahr standen Sie bereits bei Steven Spielberg vor der Kamera.

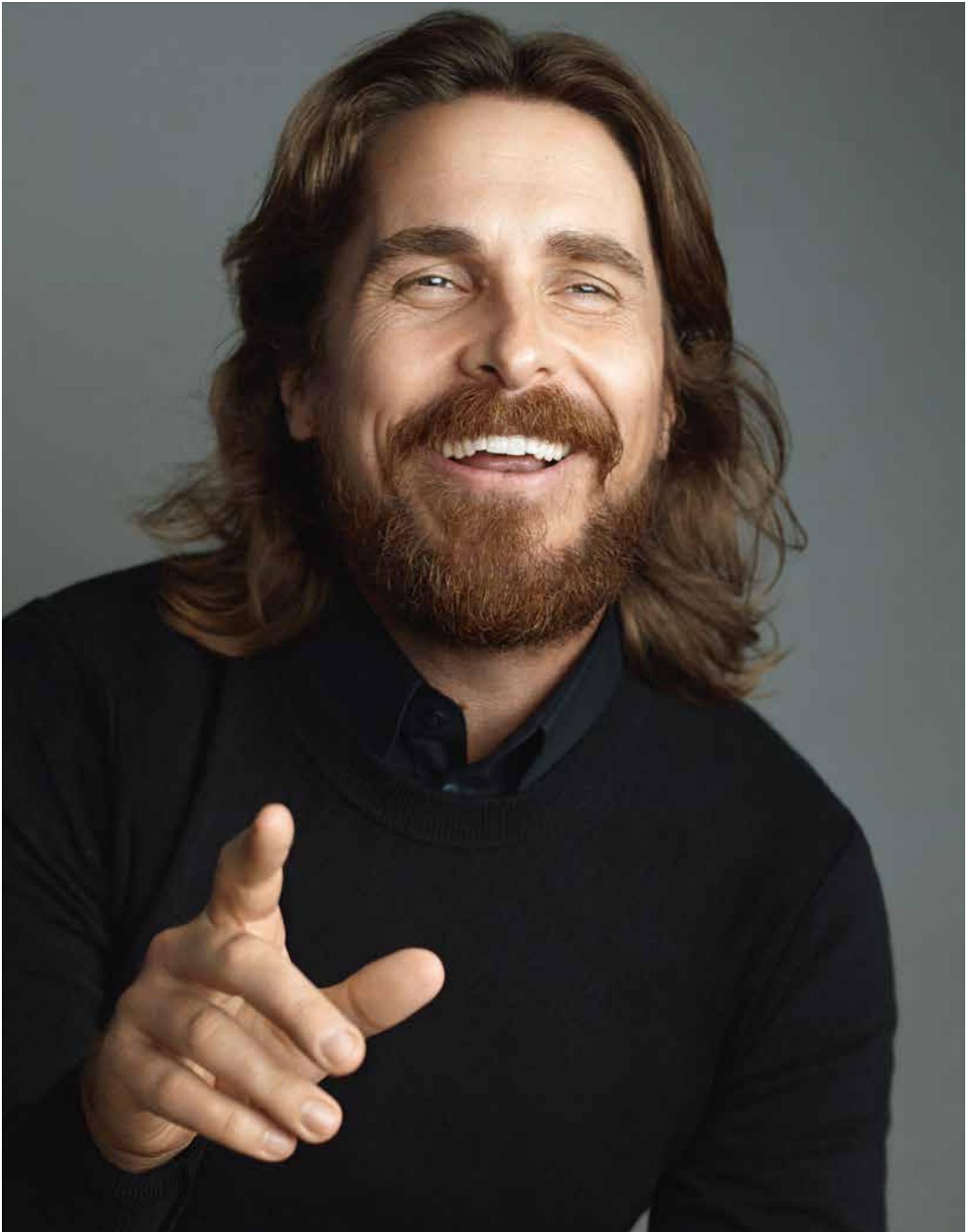
Da ist viel über mich hereingebrochen. Ich meine, ich war dreizehn damals! Auch in Spielbergs «Empire of the Sun» bekam ich fast zeitgleich die Hauptrolle. Ich hätte mich freuen sollen, aber tatsächlich wusste ich damals überhaupt nicht, wie ich mit alledem umgehen sollte. Ich war ja nur ein Junge aus der walisischen Provinz. Nach Spielberg dachte ich, ich würde nie wieder freiwillig einen Film drehen.

Was lief schief?

Es hatte nichts mit Spielberg zu tun. Er hat mich wunderbar behandelt, aber der Druck auf einen Dreizehnjährigen an einem millionenschweren Filmset ist enorm.

Haben Ihre Eltern Sie ins Filmgeschäft gedrängt?

Es wäre unfair, meinen Eltern Vorwürfe zu machen. Sie haben mich unterstützt, wo sie konnten, und natürlich auch zu Castings



«*Ich bin der typische Sparer*»: Christian Bale.

begleitet. Mir hat das eigentlich auch Spass gemacht, vor allem, als es anfangs nur um kleine Werbespots ging, in denen ich als kleiner Junge nicht viel tun musste, ausser dazusitzen und niedlich auszusehen. Je grösser aber dann die Filmrollen wurden, desto ernster und anstrengender wurde alles. Ich beklage mich nicht, ich habe sicher einen der besten Jobs dieser Welt, aber in so jungen Jahren damit anzufangen und wirklich im Rampenlicht zu stehen, war sicher nicht optimal. Ich habe lange gebraucht, um damit klarzukommen. Mittlerweile habe ich, glaube ich, eine ziemlich gelassene Einstellung zur Schauspielerei.

Wie äussert sich das?

Ich kann wirklich sehr gelassen mit Kritik umgehen. Andere Kollegen scheuen Verisse, sie nehmen die persönlich und entwickeln schnell eine Art Obsession. Ich persönlich suche diese Art von Kritik regelrecht. Ich brauche sie, um mich komplett zu fühlen.

Weil da sonst nur Ruhm und Lob wären?

Es ist eigentlich ganz banal: Wenn du von morgens bis abends hofiert wirst und jeden Tag als Erstes dein Gesicht gepudert

«Ich gebe ungerne Partys, bin ein miserabler Tänzer und nehme auch keine Drogen.»

wird, dann fühlst du dich bald nicht mehr als der, der du wirklich bist oder sein willst. Wenn dann ein guter Freund um die Ecke kommt und dir sagt, dass dein letzter Film richtiger Müll war, oder wenn in der Zeitung steht, dass du die reinste Fehlbesetzung bist, dann tut das gut. Ich fühle mich dadurch bereichert.

Es klingt, als hätten Sie Angst davor abzuheben.

Das Abheben kam bei mir ziemlich früh, da war ich noch ein Teenager, und ich kam mir nach ein paar guten Filmen plötzlich vor wie ein Rockstar. Diese Phase ging glücklicherweise schnell vorbei. Seither hatte ich nie wieder das Gefühl, etwas Besonderes zu sein. Ich glaube, ich bin ein sehr bodenständiger Mensch.

In Ihrer Rolle als Batman sind Sie in einer schicken Hightechkarosse mit Raketenantrieb durch die Luft geflogen. Privat sollen Sie angeblich noch immer einen alten Pick-up-Truck fahren.

Es ist seit zwölf Jahren derselbe, weil ich ihn liebe und weil ich nicht das Bedürfnis habe, mir einen Ferrari zu kaufen. Als Teenager hätte ich es vielleicht gemacht. Heute käme ich niemals auf die Idee. Es gibt zwar Leute, die mich schief ansehen, wenn ich mit so einem rostigen Ding vorfahre, aber das interessiert mich nicht. Ich

würde mich nicht wie ich selbst fühlen, würde ich mir plötzlich so einen protzigen Schlitten anschaffen.

Ihr Vater war ein mittelständischer Unternehmer. Sie sind nicht gerade arm aufgewachsen.

Weder arm noch reich. Es war okay. Meine Eltern hatten aber nie Sinn für Luxus, und selbst wenn sie mehr Geld gehabt hätten, wäre das so geblieben. Mein Vater trug immer einfache Hemden, und ein neues Auto kaufte er sich erst dann, wenn das alte irgendwann auf dem Highway liegen blieb. Ich schätze, diese Lebenseinstellung, dass man nicht viel braucht, um zufrieden zu sein, ist irgendwie auf mich übergegangen.

Erinnern Sie sich an das Gefühl, als zum ersten Mal eine Millionengage auf Ihr Konto überwiesen wurde?

Klar. Es war aber weniger ein Gefühl des Glücks als ein Gefühl der Sicherheit. Ich fühlte mich beruhigt, weil ich mir keine Gedanken mehr darüber machen musste, wie meinen Kindern eines Tages das College zu finanzieren. Der Gedanke oder das Bedürfnis, mir von dem Geld jetzt alles zu kaufen, was ich mir vorher nicht hatte leisten können, eine Yacht oder einen Porsche, kam mir nie. Das hätte mir ein schlechtes Gewissen bereitet, so als würde ich meine Vergangenheit verraten. Verstehen Sie mich nicht falsch – in meinen Augen ist gar nichts Schlechtes daran, Geld zu haben und es für alles Mögliche auszugeben. Ich bin nur einfach nicht der Typ dafür. Ich bin der typische Sparer.

In Ihrem neuen Film «Knight of Cups» spielen Sie einen Mann, der das genaue Gegenteil verkörpert. Der Film handelt von einem Drehbuchautor in Hollywood, der zwischen Drogen, Glamour und allen sonstigen dekadenten Annehmlichkeiten auf der Suche nach sich selbst ist.

Diese Figur hat auch, mal abgesehen von der Dekadenz, wirklich ziemlich wenig mit mir selbst zu tun. Ich gebe ungerne Partys, bin ein miserabler Tänzer und nehme auch keine Drogen. Ehrlich gesagt bin ich ein ziemlicher Langweiler. Im Film musste ich nun diesen total exaltierten Typen darstellen, den es von einer Affäre zur nächsten zieht. Gar nicht mal so einfach. (Lacht)

«Knight of Cups» ist Ihre zweite Zusammenarbeit mit Terrence Malick, der zwar als einzigartiger, aber auch als ziemlich eigenwilliger Regisseur gilt. Wie kamen Sie mit Malick zurecht?

Wir sind gut miteinander ausgekommen. Wenn man die Ehre hat, mit Terry einen Film zu drehen, weiss man vorher, dass viele Dinge anders laufen werden, als man es gewohnt ist.

Zum Beispiel?

Ich musste komplett ohne Skript arbeiten. Es gab für mich keinerlei Drehbuch. Noch am

Christian Bale

Der Schauspieler wurde 1974 in Haverfordwest, Wales, als Sohn eines Südafrikaners und einer Engländerin geboren. Nach ersten Auftritten als Kinderdarsteller in Werbespots und Kinofilmen brach er seine Schulausbildung im Alter von sechzehn Jahren ab und wanderte mit seinem Vater nach Kalifornien aus. Einem breiten Publikum wurde Bale mit seiner Darstellung eines Psychopathen in dem Film «American Psycho» (2000) bekannt. Fünf Jahre später übernahm er die Rolle des Batman in Christopher Nolans «Batman Begins» (2005), dessen Fortsetzungen «The Dark Knight» (2008) und «The Dark Knight Rises» (2012) zu den kommerziell erfolgreichsten Filmen aller Zeiten zählen. Für eine Nebenrolle im Sport-Drama «The Fighter» gewann Bale 2011 seinen ersten Oscar. Drei Jahre darauf wurde er als Hauptdarsteller in «American Hustle» (2014) erneut nominiert. Christian Bale lebt mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in Los Angeles.

Morgen jedes Drehtags wusste ich nicht, was wir an diesem Tag machen würden und wie die Geschichte des Films weitergehen würde. Sie haben durchgehend improvisiert?

Was blieb mir anderes übrig? Oft sind wir morgens losgefahren, haben an den Drehorten oder manchmal auch einfach irgendwo in Los Angeles haltgemacht, und dann ging es los. Ich kannte nur den Namen meiner Figur, wer sie war und was sie tun sollte. Über ihren Charakter und ihre Wesensart wusste ich nichts. Das auszufüllen, war mir überlassen. Es war eine komische Situation, denn ich wusste, dass fast alle Schauspieler um mich herum und selbst die Statisten Drehbücher bekamen. In den Pausen habe ich manchmal versucht, einigen Statisten auf die Textblätter zu schauen, um zu erfahren, wie es weitergeht und was mit meiner Figur passieren wird, aber das war nicht sehr ergiebig.

Welche Absicht steckte hinter dieser Methode?

Der Held, den ich spiele, stolpert ohne jede Orientierung durch das Los Angeles von heute. Es ist die Geschichte einer Odyssee. Insofern macht es Sinn, auch den Dreh als Odyssee zu gestalten. Das war Terrys Konzept. Er wollte den Dingen einfach ihren Lauf lassen, damit ohne doppelten Boden kleine Unfälle passieren, die eine Spontaneität erzeugen, die man nicht spielen kann.

Galt das auch für die vielen Monologe aus dem Off, die sich durch den Film ziehen?

Sogar die haben wir nicht etwa im Studio aufgenommen, sondern einfach immer dann,



«Es gab keinerlei Drehbuch»: «Knight of Cups».



«Ich wog nur noch 55 Kilo»: «The Machinist».



«Ekel überwinden»: «American Hustle».

wenn es Terry gerade einfiel. Einmal sassen wir irgendwo am Stand, ein anderes Mal am Tresen einer Bar. Jedes Mal legte er mir ganz plötzlich einen Text vor, der nicht mal vollständig war. Bei anderen Regisseuren hätte ich das ganze Projekt wahrscheinlich nach drei Tagen hingeschmissen. Aber bei Terry wusste ich: «Ich kann ihm vertrauen.» Das alles folgt irgendeinem Plan. Und, ehrlich gesagt, ich hatte selten so viel Spass bei meiner Arbeit. Diese Art zu drehen, war eine grosse Herausforderung, aber auch eine tolle Abwechslung zu dem, was man sonst so macht.

Reizt es Sie, selbst einmal Regie zu führen?

Es gibt ein paar Regisseure, die tatsächlich sagen, ich sollte das mal versuchen. Sie

Davon bin ich überzeugt, sonst würde ich es nicht tun. «Der Maschinist» war es ganz sicher wert. Ich hatte damals keine genaue Vorgabe, wie dünn ich dafür werden sollte. Als wir schlussendlich drehten, wog ich nur noch 55 Kilo und kam mir vor wie ein Gespenst.

Waren Sie vom Abnehmen besessen?

Ja, das muss man so sagen. Der Anfang war das Schwerste. Wenn man vom einen Tag zum nächsten einfach aufhört zu essen, schlägt der ganze Körper Alarm. Ich hatte schreckliche Kopfschmerzen, mir wurde ständig schwarz vor Augen. Aber sobald man einen gewissen Punkt überwindet, wird es einfacher; der Körper passt sich an. Ich muss allerdings dazu sagen, dass Ab-

rasten, die Nerven verlieren. Aber tatsächlich war genau das Gegenteil der Fall. Am Ende war ich total ausgeglichen, fast wie in Trance. Das hat mich fasziniert. Ich bin mir und meinem Körper nie mehr so nahe gekommen wie zu dieser Zeit. Danach wieder aus dem Nichts und in kürzester Zeit Kraft aufzubauen, war allerdings eine Tortur.

In «American Hustle», einem Ihrer jüngsten Filme, sah man Sie dann plötzlich wie noch nie: mit Halbglatze und prallem Wohlstandsbauch.

Viele Leute glauben es nicht, aber auch das war harte Arbeit. Für jemanden, der sich normalerweise vernünftig ernährt, ist es nicht leicht, sich plötzlich total gehenzulassen und fett zu werden. Jeden Morgen schon



CONNAISSEURS



„Die Königliche...“





...ein ganz individueller Charakter – wie alle 15 Connaisseurs-Pralinés. Schenken Sie Connaisseurs, die wertvollsten Meisterwerke unserer Maitres Chocolatiers.

meinen, ich hätte Talent, weil ich wie einer von ihnen denken und immer die richtigen Fragen stellen würde. Ich glaube aber, das hat wenig zu bedeuten. Es sind zwei Paar Schuhe, als Schauspieler am Set zu stehen und Vorschläge zu machen oder selbst Entscheidungen zu treffen und die Verantwortung für einen Film zu schultern. Ich bin eher ein Eigenbrötler, der bei der Arbeit ganz froh ist, nur Verantwortung für sich selbst zu tragen.

Sie gelten als äusserst diszipliniert, sind bekannt dafür, Ihren Körper bis über die Grenzen hinaus zu schinden. Für die Rolle in «Der Maschinist» hungerten Sie sich dreissig Kilo von den Rippen. Um schon ein Jahr später die Rolle des Batman zu bekommen, trainierten Sie sich dann innert sechs Monaten fast vierzig Kilo Muskelmasse an. Ist eine Filmrolle es wert, sich und seinen Körper solchen Qualen auszusetzen?

nehmen in dieser Zeit mein ganzer Beruf war, ich mich 24 Stunden am Tag mit nichts anderem mehr beschäftigte. Ich habe in dieser Zeit auch keine Menschen mehr getroffen, weil man sich ja normalerweise gerne zum Essen verabredet. Das ging alles nicht. In den Wochen vor Drehbeginn habe ich nur noch allein im Hotel gelegen, die Wand angestarrt und meinen Magen schrumpfen gespürt. Ich verstehe, worauf Ihre Frage abzielt, natürlich ist das gefährlich. Aber es ist auch eine interessante Grenzerfahrung, durch die man sich selbst kennenlernt.

Worin bestand Ihre Erkenntnis?

Darin, dass man seinen Körper über den Willen bezwingen kann. Die wirklich schlimme Phase des Hungerns ging bei mir irgendwann in einen fast schon meditativen Zustand über. Ich hatte zuvor immer geglaubt, ich würde an irgendeinem Punkt aus-

zum Frühstück Junk-Food in sich reinzuschieben, erfordert ziemlich viel Disziplin. Man muss seinen Ekel überwinden. Nach zwei Wochen hätte ich nur noch kotzen können. Ich kam mir manchmal vor wie ein Schwein, das gemästet werden muss.

Wir sprachen über Ihr Alter: Sie sind jetzt vierzig. Wann wird man zu alt für diese Sachen?

Das Komische ist, dass ich mich nicht wie vierzig fühle. Neulich bekam ich ein Drehbuch zugeschickt, das eine schöne Vater-Sohn-Geschichte beinhaltete. Es gefiel mir so gut, dass ich mir schon beim Lesen vorstellte, wie ich die Rolle des Sohnes spielen würde. Erst gegen Mitte des Buchs kam mir der Gedanke, dass die Leute, die mir das Skript zugeschickt hatten, mich natürlich nicht für den Sohn, sondern für den Vater besetzen wollten. An den Gedanken musste ich mich erst mal gewöhnen.



Achtung, Gedankenüberfall! David LaChapelle fotografiert Mode von Jean Paul Gaultier.



Blonde Ambition

Von Daniele Muscionico

In einem Motelzimmer in Hollywood. Viel Schönes gibt es nicht. Die Wände warten auf einen neuen Anstrich und die Bilder darauf, dass sie von der Wand fallen. Bedenklich tief hängen sie schon.

Ein Motelzimmer irgendwo in unserer Fantasie. Gemütlichkeit geht anders. Dafür scheint der Roomservice zu funktionieren. Zwei unterhaltsame Damen wie Salz und Pfeffer. Wer hat die Polizei gerufen? Gehört der Auftritt des Cops mit zum Spiel, und er ist eine Sie, eine arbeitslose Köchin, die sich mit Travestie etwas Kleines dazuverdient?

Ganz im Vertrauen. Wer will das wissen? Und wozu? Es macht ganz einfach Spass, die Fotografie von David LaChapelle mit dem Titel «Hollywood Confidential» in den Fingern zu haben. Und aus jeder Hand zwei Handvoll Damen-Dramen zu schütteln, die die Szene erklären könnten. Herren-Dramen? Lange Koteletten machen einen Mann noch lange nicht zum Mann. Allenfalls zeigen sie eine Neigung zu haarigen Auswüchsen. Nicht nur des Egos.

«Hollywood Confidential» (1998) ist vieles und will vieles sein, vor allem anders als andere Modeaufnahmen. Denn hier fotografierte David LaChapelle für den Designer Jean Paul Gaultier. Der liess vom orgiastischen Amerikaner seine orgiastischen Prêt-à-porter-Damenkleider vom Frühjahr/Sommer 1989 inszenieren, eine Kollektion mit dem anspielungsreichen Namen: «Voyage autour du monde en 168 tenues».

Wenn man Gaultier beim Wort nehmen soll, handelt es sich hier um Reisekleidung. Natürlich, so ein Korsett und schwarze Strapse passen in ein noch so winziges Handgepäck, für besonders leicht reisende Damen sogar ins Etui der Sonnenbrille. Wobei auch die Reise-destinationen nicht zwingend auf Kontinentalplatten, sondern auch auf Hirnplatten liegen können – in der Fantasie. «Hollywood Confidential» ist ein Gedankenüberfall.

Jetzt kommt Jean Paul Gaultier in die Kunsthalle München, das Haus öffnet sich der Haute Couture und den Prêt-à-porter-Modellen des Franzosen und vielem dazu, was er im Laufe von vierzig Jahren schuf: Filmkostüme, Bühnenoutfits, Unikate wie Madonnas Spitzbusenkorsett, das 1990 ein Höhepunkt ihrer Welttournee war. Doch hat Mode tatsächlich Museumswert? Ist sie so *fashionable*, dass sie heute als Kunst gelten soll? Aber sicher. Wenn Kunst Zeitgeist ist, und das war sie schon bei Raffaels «Madonna», dann ist Mode der Kunst ehrlichste Schwester.

Jean Paul Gaultier: From the Sidewalk to the Catwalk, Kunsthalle München, ab 18. September

Delikt gegen den Fortschritt

In der Alternativmedizin ist Pseudowissenschaft weit verbreitet. Die Erforschung von Methoden Akupunktur, Homöopathie und Chirotherapie wird von Enthusiasten dominiert, die ideologisch motiviert oder kommerziell gebunden sind. Das schadet der ganzen Gesellschaft. Von Edzard Ernst und Sonia Klajnberg (Illustration)

Wann immer Wissenschaft missbraucht, vereinnahmt und verzerrt wird, um politischen oder ideologischen Glaubenssystemen zu dienen, werden ethische Standards mit Füßen getreten. Die daraus resultierende Pseudowissenschaft ist letztlich ein Verrat, begangen an den Schwachen und Verletzlichen. Wir schulden es uns und denen, die nach uns kommen, für die Wahrheit einzustehen, egal, welche Konsequenzen uns dadurch drohen. Edzard Ernst

Nach zwei Jahrzehnten Forschung in der Alternativmedizin ist dies die etwas schwermütige Schlussfolgerung, zu der ich in meinen Memoiren gelangt bin. Heute ist Pseudowissenschaft ein Phänomen, das meinen Blutdruck regelmässig in die Höhe treibt. In diesem Artikel werde ich zu erklären versuchen, warum.

Einfach ausgedrückt, ist Pseudowissenschaft etwas, was als Wissenschaft erscheinen will, jedoch wissenschaftlichen Kriterien nicht standhält. Dergleichen gibt es natürlich fast überall, in der Alternativmedizin scheint das Phänomen jedoch besonders weit verbreitet zu sein. Das liegt wohl daran, dass hier oft «ideale» Ausgangsbedingungen vorliegen. In der Alternativmedizin haben wir es meist mit Theorien zu tun, die kaum mit den Naturgesetzen in Einklang zu bringen sind.

Denken wir nur an die Homöopathie, bei der postuliert wird, dass Ähnliches mit Ähnlichem heilbar sei und dass endloses Verdünnen ein Medikament nicht schwächer, sondern potenter mache. Oder an die Chirotherapie, bei der alle Gebrechen auf «Subluxationen» in der Wirbelsäule beruhen sollen. Solche Thesen zu überprüfen, ist natürlich noch keine Pseudowissenschaft, aber deren Implausibilität ist wohl ein Faktor, der Pseudowissenschaftler förmlich anzieht.

Gradmesser der Effektivität

Die Pseudowissenschaft bedient sich grundsätzlich der gleichen Kanäle wie die Wissenschaft. Dabei verwendet man gerne eine pseudowissenschaftliche Sprache und eine Vielzahl von logischen Fehlschlüssen. Einige sollen hier kurz erwähnt werden.

Die Behauptung, eine Therapie sei effektiv, weil Millionen von Menschen sie anwenden würden oder weil sie seit Jahrhunderten in Gebrauch sei, ist ebenso weit verbreitet wie falsch. Popularität kann niemals ein zuverlässiger Gradmesser der Effektivität sein. Die Medizingeschichte ist voller Beispiele, die verdeut-

lichen, wie gefährlich dieser Irrtum sein kann. Aderlass, Darmreinigungen, Quecksilberkuren et cetera waren alle einmal gang und gäbe. Und doch haben sie zweifellos weit mehr Patienten das Leben gekostet, als sie andere geheilt haben.

Ähnlich beliebt ist der Fehlschluss, Ursache und Wirkung zu verwechseln: Weil Ereignis B auf Ereignis A folgt, muss Ereignis B von Ereignis A verursacht worden sein. Wenn ein Patient eine Therapie erhält und dann über eine Besserung seines Zustands berichtet, wird fast automatisch angenommen, dass die Behandlung für die Gesundung verantwortlich war. Vergessen wird jedoch, dass eine ganze Reihe von Phänomenen, vom Placeboeffekt bis hin

Einige Formen der Alternativmedizin sind weder natürlich noch harmlos.

zum natürlichen Krankheitsverlauf, zu einer klinischen Besserung beitragen kann. Im Einzelfall lässt sich also nie sagen, was die wirkliche Ursache war.

Pseudowissenschaftler argumentieren regelmässig mit dem angeblichen Sonderstatus der Alternativmedizin. Es heisst, sie sei mit wissenschaftlichen Methoden nicht überprüfbar. Sie sei dafür viel zu ganzheitlich, zu individuell, zu komplex und so weiter. Derartige Argumente beruhen entweder auf einem Unverständnis der wissenschaftlichen Methodik oder sie sind Ausdruck einer bewussten Irreführung. Wenn es darum geht, therapeutische Annahmen zu prüfen, liefert die Wissenschaft uns sehr wohl ausreichende Methoden. Dies wird nicht zuletzt dadurch belegt, dass es inzwischen eine Vielzahl brauchbarer Studien zur Alternativmedizin gibt.

Weil eine Therapieform natürlich sei, müsse sie auch unschädlich sein, meinen viele alternativmedizinische Pseudowissenschaftler. Dieser Vorstellung liegt die Annahme zugrunde, die konventionelle Medizin beruhe hauptsächlich auf gefährlichen Chemikalien. Die Natur sei im Gegensatz dazu harmlos, und natürliche Heilmittel seien deshalb hochwertiger und sicherer. Dieses Argument ist im Sinne des Marketings sicher clever, aber faktisch falsch und in vielen Fällen sogar höchst gefährlich. Einige Formen der Alternativmedizin sind weder natürlich noch harmlos. Was ist natürlich daran, einem Patienten Nadeln in den Körper zu stechen, wie das Aku-

punkteure tun? Die Natur ist keineswegs immer wohlwollend; man bedenke nur, dass die potentesten Giftstoffe natürlicher Art sind. Sogar ganz «natürliche» Phytotherapeutika sind nicht zwangsläufig nebenwirkungsfrei; einige sind deswegen sogar vom Markt genommen worden.

Pseudowissenschaft ist ein Bluff

Viele Skeptiker meinen, dass jede wissenschaftliche Beschäftigung mit der Alternativmedizin Pseudowissenschaft sei. In einigen Bereichen, zum Beispiel in der Pflanzenheilkunde oder sogar der Akupunktur, wird jedoch durchaus ernsthaft geforscht. Auf anderen Gebieten ist seriöse Wissenschaft eher die Ausnahme. Ich sehe hierfür viele Gründe. Drei der vielleicht wichtigsten seien kurz erwähnt.

Die alternativmedizinische Forschung wird nach wie vor fast ausschliesslich von Enthusiasten betrieben, die häufig ideologisch motiviert oder kommerziell gebunden sind, die Wirksamkeit «ihrer» Therapie zu beweisen. Aber die Wissenschaft ist dafür ganz einfach nicht geschaffen: Sie will Hypothesen kritisch überprüfen, und das ist leider eine Vorstellung, die in der Alternativmedizin so gut wie unbekannt ist.

Eine direkte Folge davon ist, dass die alternativmedizinische Forschung ein Bereich geblieben ist, der nicht gerade in einem hohen Ansehen steht. Als ich 1993 aus der konventionellen Medizin zu den «Alternativen» wechselte, haben viele Kollegen gemeint, dies sei ein sicherer Weg, eine vielversprechende Karriere für alle Zeiten zu ruinieren.

Schliesslich muss nochmals betont werden, dass viele Konzepte in der Alternativmedizin allem widersprechen, was uns die Wissenschaft lehrt. Dass in einer solchen Atmosphäre die Pseudowissenschaft bunte Blüten treibt, sollte daher niemanden verwundern.

Pseudowissenschaft ist eigentlich ein Bluff mit dem Ziel, echte Wissenschaft zu imitieren und uns so in die Irre zu führen. Damit liegt ihre Schädlichkeit eigentlich schon auf der Hand: Sie unterminiert das rationale Denken. In der Alternativmedizin führt sie zum Beispiel zu therapeutischen Fehlentscheidungen auf individueller oder auch auf kollektiver Ebene. Die Folgen solcher Fehlentscheidungen sind oft schwerwiegend. Das Spektrum reicht hier von der Verzögerung einer effektiven Therapie bis hin zum Verlust von Menschenleben, von der Geldverschwendung im



Beliebt ist der Fehlschluss, Ursache und Wirkung zu verwechseln.

Gesundheitssystem bis hin zu einer Behinderung des medizinischen Fortschritts.

Wie kann man der Pseudowissenschaft bekommen? Der erste Schritt wäre natürlich das Erkennen des Problems. Dies ist durchaus nicht immer einfach. Neben dem «Weiss» echter Wissenschaft und dem «Schwarz» von Pseudowissenschaft existieren alle nur erdenklichen Grautöne. Eine kategorische Trennung ist also oft nicht möglich. Einmal entlarvt, sollte Pseudowissenschaft auch als solche angeprangert werden. Heute gibt es viele Bücher, Organisationen, Foren und Blogs, die sich dieser Aufgabe mit einigem Erfolg widmen. Ich selbst betreibe den Blog «edzardernst.com».

Der nächste logische Schritt wäre wohl das Unterbinden weiterer Pseudowissenschaft. Dazu muss ein Klima geschaffen werden, in dem Pseudowissenschaft als ein echtes Delikt gegen den Fortschritt und die Rationalität erkannt wird.

Stellen wir uns ein solches Klima einmal kurz vor: Es würde bedeuten, dass keine Forschungsmittel mehr an Pseudowissenschaftler vergeben werden, dass Lehrstühle nur noch mit Personen besetzt werden, die des kritischen Denkens fähig sind, dass Wissenschaftsjournalisten nie ihre Sorgfaltspflicht verletzen, dass das Peer-Review-System von wissenschaftlichen Publikationen stets funktioniert, dass die

wissenschaftliche Bildung an Schulen und Universitäten optimiert wird, dass wissenschaftlich naive Politiker sich zumindest fachkundig beraten lassen, dass das Internet «Bullshit-frei» wird ... Unrealistisch, sagen Sie? Ja, natürlich – aber man wird doch noch träumen dürfen!

Edzard Ernst ist Arzt und Medizinwissenschaftler. Der gebürtige Deutsche übernahm 1993 den weltweit ersten Lehrstuhl für Alternativmedizin an der Universität Exeter in Grossbritannien. Inzwischen emeritiert, hat Ernst seine Lebensgeschichte im Buch «Nazis, Nadeln und Intrigen. Erinnerungen eines Skeptikers» (JMB-Verlag) niedergeschrieben.

Top 10

Knorrs Liste

1	Anime nere	★★★★★
Regie: Francesco Munzi		
2	La isla mínima	★★★★★
Regie: Alberto Rodríguez		
3	Straight Outta Compton	★★★★☆
Regie: F. Gary Gray		
4	The Second Mother	★★★★☆
Regie: Anna Muylaert		
5	Mission: Impossible 5	★★★★☆
Regie: Christopher McQuarrie		
6	Paper Towns	★★★★☆
Regie: Jake Schreier		
7	Southpaw	★★★☆☆
Regie: Antoine Fuqua		
8	The Man from U.N.C.L.E.	★★★☆☆
Regie: Guy Ritchie		
9	Ant-Man	★★★☆☆
Regie: Peyton Reed		
10	Rider Jack	★★★☆☆
Regie: This Lüscher		

Kinozuschauer

1 (-)	Straight Outta Compton	16451
Regie: F. Gary Gray		
2 (-)	Hitman: Agent 47	8453
Regie: Aleksander Bach		
3 (2)	Vacation	4756
Regie: J. F. Daley, J. M. Goldstein		
4 (1)	Mission: Impossible 5	4674
Regie: Christopher McQuarrie		
5 (3)	Southpaw	3586
Regie: Antoine Fuqua		
6 (4)	Minions (3-D)	3246
Regie: K. Balda / P. Coffin		
7 (6)	Magic Mike XXL	1765
Regie: Gregory Jacobs		
8 (-)	We Are Your Friends	1551
Regie: Max Joseph		
9 (7)	The Man from U.N.C.L.E.	1446
Regie: Guy Ritchie		
10 (-)	The Hundred-Foot Journey	1136
Regie: Lasse Hallström		

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Fast & Furious 7 (Universal)
2 (-)	Insurgent (Ascot Elite)
3 (-)	Cinderella – Live Action (Disney)
4 (-)	Der Kaufhaus-Cop 2 (Sony)
5 (2)	Kein Ort ohne dich (Fox)
6 (-)	Asterix im Land der Götter (Rainbow)
7 (-)	Dragonball Z: Kampf der Götter (Rainbow)
8 (3)	Shaun das Schaf – der Film (Impuls)
9 (-)	The Gunman (Impuls)
10 (6)	American Sniper (Warner)

Quelle: Media Control



Wunderland der Verlockungen: Rick (Christian Bale) in «Knight of Cups».

Kino

Eine Perle im Glaspalast

«Knight of Cups», das jüngste Opus des radikalen Einsiedlers Terrence Malick, spaltet die Gemüter – zurecht.

Von Wolfram Knorr

Darf man das? Einen Film empfehlen, von dem man mehr oder weniger sicher ist, dass er als Zumutung empfunden werden wird? Die Popcorn-Fraktion jedenfalls würde den Kinosaal (wenn sie überhaupt reinginge) fluchtartig verlassen. Aber auch das sogenannte Arthouse-Publikum, das formal Gewagtem und Kostbarem nicht abgeneigt ist, könnte bei diesem Opus ins Schlingern geraten, selbst wenn es noch tapfer meint, eine filmische Perle vor sich zu haben. Die Rede ist von Terrence Malicks jüngstem Opus, «Knight of Cups», das auch noch verblüffend besetzt ist mit Christian Bale – den die Popcorn-Fraktion bestens kennt – Cate Blanchett und Natalie Portman, die wiederum vom Arthouse-Publikum geschätzt werden. Das wirkt sehr verlockend, macht aber die Empfehlung nicht leichter. Denn sie schleichen nur völlig unterfordert vor der Kamera herum.

Terrence Malick (71) ist der mit Abstand radikalste Einsiedler im US-Filmbusiness. Er zählte wie Martin Scorsese, George Lucas, Steven Spielberg, Brian De Palma zu den sogenannten «movie brats», der zweiten Welle der Kinorebellen, die in den frühen Siebzigern Hollywood aufmischten. Malicks Debüt, «Badlands» (1973), war eine mächtig intensive Erzählung, aber der Mystiker in der Bildsprache war schon präsent. Den «gemalten» Bildern in «Days of Heaven» (1978) träumt man lange

nach. Erst 2011, mit «The Tree of Life», verabschiedete er sich vom traditionellen Erzählen. Ist Jean-Luc Godard der Virtuose intellektueller Kreuzworträtsel, so befindet sich Malick am entgegengesetzten Ende filmischer Radikaler: ein Mystiker, der das Wirken von Menschen mit den Kräfte der Natur zur Kollision bringt. Das ist nicht jedermanns Sache, wenn er mit der Kamera Empfindungen als kosmisch expansive Lebensfülle zum Leuchten zu bringen versucht und mit geflüsterten Off-Kommentaren versieht. «Kitsch», ist die reflexartige Reaktion. Nur wirkt seine Bildsprache lange nach.

Am Anfang erzählt eine Stimme das Märchen eines Ritters, der sich auf die Suche nach einer kostbaren Perle begibt, sich im Wunderland der Verlockungen verliert und sich darüber «vergisst». Christian Bale spielt einen Hollywood-Autor, der sich auf die Suche nach der Perle, seinem wahren Selbst, macht, dabei auf alte Gefährten aus jener Hochglanzwelt trifft, in der sein wahres Sein, seine Empfindungswelt, verlorengegangen ist. Emmanuel Lubezki, Kameramann von «Gravity» und «Birdman», findet dafür faszinierende Bilder. Seine Kamera deliriert durch eine Traumwelt voller Chic und Monstrositäten, die zugleich Endstation Sehnsucht ist, voll von Irrgängen wie ein Spiegelkabinett. Andererseits freilich ist Malicks Glaspalast, wie Dostojewski die

Moderne definierte, eben gewöhnungsbedürftig. Will er mit der Darstellung einer künstlichen, der Natur entfremdeten Welt noch Poet oder schon Prophet sein? Das kann auf den Wecker gehen. Vielleicht aber sollte man sich dem trotzdem aussetzen. ★★★☆☆

Weitere Premieren

Me and Earl and the Dying Girl — Schon der Titel ist derart auf Originalität und Ironie zu rechtgedreht, dass man von ihm ohne weiteres auf den Inhalt schliessen kann. Greg (Thomas Mann) wird von seiner Mutter genötigt, die Mitschülerin Rachel (Olivia Cooke) zu besuchen, weil sie an Leukämie erkrankt ist, obwohl Greg eigentlich null Beziehung zu ihr hat. Daraus wird natürlich eine rührende Freundschaft. Alfonso Gomez-Rejon (Ex-Regieassis-



Originalitätssucht: «Me and Earl...».

tent von Martin Scorsese) hat die Buchvorlage mit geradezu krankhafter Originalitätssucht zu einer krampfhaft ironischen und ständig einfallreich sein wollenden und deshalb verlogenen Romanze hochgezwirbelt. Gruselig; und so was wird auch noch hymnisch gelobt. ★★★☆☆

Ricki and the Flash — Dass Meryl Streep singen kann, weiss man seit «Mamma Mia!». Als schräge Rocklady ist sie auch nicht übel, auch wenn die Story einer Mutter und Geschie-

denen, die sich lieber der Musik als sterilem bürgerlichem Wohlstand widmet, die Variante eines Uralt-Plots ist. Doch Jonathan Demme («The Silence of the Lambs») erzählt sein Melo völlig entspannt, dieses ist sympathisch und hat Charme. ★★★☆☆



Erwachende Liebe: «Still the Water».

Still the Water — Zu den ungewöhnlichsten japanischen Talenten gehört die Cineastin Naomi Kawase («An»), in deren subtilen Familiendramen die Natur immer eine wichtige Rolle spielt – und ganz besonders hier. Weit draussen im Pazifischen Ozean auf einer subtropischen Insel ist die Lovestory zwischen dem schüchternen sechzehnjährigen Kaito und der Freundin Kyoko angesiedelt. Während er vor den gewaltigen Fluten Respekt hat, liebt sie das Meer, und daraus entwickelt Kawase hinreissende Bilder über das Erwachen der Sexualität. ★★★☆☆

Härte — Andreas Marquardt, ein einst berühmter Berliner Zuhälter und Karatechampion, war Missbrauchsopfer, machte eine wüste Karriere und litt sein Leben lang unter dem Missbrauch durch seine Mutter! Rosa von Praunheim («Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt») hat aus dieser selten beachteten Variante von Missbrauch eine brillante Doku-Fiktion gemacht. ★★★☆☆

Fragen Sie Knorr

«The Man from U.N.C.L.E.» geht auf eine gleichnamige Fernsehserie zurück, die angeblich eine Reaktion auf die Bond-Filme sein soll. Kann das wahr sein? Im Spielfilm merkt man nichts davon. C. S., Basel



1962 entstand die Idee zur Serie, weil Sean Connery als Bond für reichlich Wirbel gesorgt hatte. Selbst der damalige US-Präsident Kennedy outete sich als 007-Fan. Die Networks reagierten damals sofort auf die Konkurrenz. So kontaktierte Produzent Norman Felton gleich

den Bond-Erfinder Ian Fleming, der seine Mitarbeit zusicherte, dann aber erkrankte. Während Bond noch an den Fronten des Kalten Kriegs kämpfte, waren die TV-Agenten weiter: Ein Ami und ein Russe stritten gemeinsam um die überstaatliche Organisation U.N.C.L.E (United Network Command for Law and Enforcement). Das war ziemlich kühn. Die Schauspieler Robert Vaughn und vor allem David McCallum (als Russe) machten mit ihrer Extravaganz Mode (wie Bond).

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Gesamtkunstwerk einer Sängerin

Von Peter Rüedi

Das Debüt dieser Sängerin war ein Senkrechtstart. Die *New York Times* attestierte ihr nichts Geringeres als die «Neuerfindung des Jazzgesangs», das Fachblatt *Down Beat* erklärte ihren Erstling «Woman Child» zum «Album of the Year». Da mochte auch der weltwöchentliche Jazz-Auslober nicht zurückstehen; er hörte in der ersten CD der in Miami geborenen, zum Teil in Frankreich ausgebildeten Tochter eines haitianischen Arztes und einer französisch-guadeloupianischen Mutter die «Quersumme des Jazzgesangs» (*Weltwoche* Nr. 23/13). Tatsächlich beherrschte die junge Frau (Jahrgang 1989) eine so breite Palette vokaler Ausdrucksmittel, dass man sich fragen musste: Was kann sie nicht? Oder: Was soll nach so einem Erstling, in welchem sie problemlos von der verrückt-kindlichen Intimität einer Holiday zur Virtuosität einer Sarah Vaughan (in den höchsten und vor allem den tiefsten Lagen) zur Power einer Dinah Washington wechseln und auch noch den Blues von Urmutter Bessie Smith beschwören konnte – was soll nach einer solchen Ouvertüre als Nächstes kommen? Die Antwort gibt ihr neues Album «For One to Love», mit dem die Lady alle vor einer Blamage bewahrt, ihre verzückten Bewunderer der ersten Stunde und sich selbst. Mit fünf eigenen Titeln (inklusive Lyrics, die ausnahmslos mehr sind als «brauchbar»; selbst das schöne Cover malte die Gesamtkunstwerkerin selber) etwas mehr auf die eigenen kompositorischen Fähigkeiten zentriert, ist sie nach wie vor eine Meisterin unterschiedlichster Register zwischen Blues («What's the Matter Now») und französischem Chanson («Le mal de vivre», einer Ballade von Barbara aus den siebziger Jahren, gesungen in makellosem Französisch). Mehr noch als auf ihrem Erstling erweist sich McLorin Salvant nebst allen lyrischen Momenten als eine mitreissende Entertainerin mit viel Ironie, einem ausgeprägten gestischen Humor und einer überwältigenden Portion Frechheit und Unverschämtheit. Von einem Schriftsteller sagt man, schwieriger als ein erfolgreiches Debüt sei die Bestätigung mit dem zweiten Buch. Miss Cécile ist der Sprung zum Opus zwei spielend gelungen.



Cécile McLorin Salvant:
For One to Love. Mac Avenue.
MAC 1095

Ein grosser Tag

Beldona-Event im «Kaufleuten»; Luftballons fürs «Dolder Grand»; Eröffnung des «Kameha Grand Zürich». *Von Hildegard Schwaninger*



Keine Frauen, die Botox und Lifting brauchen: Sabina Furler (2. v.l.) mit ihren Models.

Das es genauso wichtig ist, was frau darunter trägt, als was sie darüber trägt, wissen Frauen längst. Schöne Unterwäsche stärkt das Selbstbewusstsein. Deshalb ist die Firma Beldona trotz scharfer Konkurrenz erfolgreich im Geschäft. Die Wäschefirma, die zu Triumph gehört, ist allein in Zürich an drei Standorten vertreten: Bleicherweg, Strehlgasse, Bahnhofstrasse (dort wird bald ein weiterer Shop eröffnet). Mit einer Gala-Einladung ins «Kaufleuten» feierte **Sabina Furler**, seit sieben Jahren CEO von Beldona, das Sechzig-Jahr-Jubiläum. Ein Superanlass: gute Drinks, feines Fingerfood, tolle Gäste, vor allem viele junge, schöne Frauen. Der plastische Chirurg **Cédric George**, der mit seiner Freundin **Susanne Wismer**, der Blumenfee, da war, hatte hier keine Chance auf



«Leuchtturm»: Jacob (2. v.l.), Nieder (4. v.l.).

Patientinnen-Akquisition – keine Frauen, die Botox und Lifting brauchen. Die Show, alles von Schweizer Mädchen vorgeführt, zeigte verführerische Dessous und hochwertige Nachtwäsche. **Nubya** sang.

Das ist ein grosser Tag für uns», freute sich **Mark Jacob**, Chef des «Dolder Grand», als er die Auszeichnung «Hotel des Jahres» vonseiten des «Gault Millau» entgegennehmen durfte. Ein Teil der 330 Mitarbeiter war versammelt; vor Freude liessen sie bunte Luftballons in den Himmel steigen. Auf der Terrasse des «Garden Restaurant», vor geladenen Gästen, begründete **Urs Heller**, Chefredaktor der Schweizer Ausgabe des Gastroführers, die Wahl: «Das «Dolder» gibt es seit 1899, vor sieben Jahren wurde es als «Dolder Grand» wiedereröffnet, und jetzt ist es eine Ikone. Wir sind stolz auf dieses wunderbare Resort.» Gerade, übrigens, wurde der Spa des «Dolder Grand» in Las Vegas zum «besten Spa der Welt» gewählt. Heller lobte den Besitzer **Urs E. Schwarzenbach**, der das Hotel mit seiner Kunst schmückt. Er selbst habe Schwarzenbach beim Bilderaufhängen mit Hammer und Nagel gesehen. Er lobte das Management, das mit Mut und Durchhaltewillen das Hotel – durch ups and downs während der Anfangsphase – auf den heutigen Standard geführt habe. Und er lobte **Heiko Nieder**, diesen

«Leuchtturm im Resort», der für seine Küche konstant 18 Gault-Millau-Punkte hält. Beim Mittagessen im «The Restaurant», wo man unter einem echten Ferdinand Hodler speiste, wurde ernsthaft diskutiert, ob Heiko Nieder nicht auch den 19. Punkt verdiene.

Wenn es jemanden gibt, von dem ein Hotelier viel lernen kann, dann ist es **Carsten K. Rath**. Der 49-jährige Hotelmanager aus Deutschland ist ein Mann mit ansteckender Begeisterung und der Fähigkeit, seine Visionen in die Tat umzusetzen. Carsten Rath hat in Zürich das «Kameha Grand» aus dem Boden gestampft. Am Freitag fand das Grand Opening statt (in Betrieb ist das Hotel seit sechs Monaten). Die Gäste konnten nur staunen. Rath glaubt an das Potenzial des Glattparks, der neuen Wohn- und Geschäftszone in Opfikon, zwischen Flughafen und Zürich-City. Er gewann den Schweizer Immobilienunternehmer **Peter Mettler** als Partner, und so entstand hier ein Hotel: «Life is Grand» steht auf der Fassade, das Motto der Hotelunternehmer **Carsten und Susanne Rath**.

1021 Gäste strömten nach Opfikon. Die 200 Mitarbeiter gaben ihr Bestes. Brandneue Maseratis (die Hauslimousinen von der Garage Foitek) fuhren vor; auf der Bühne im Festsaal stand im Smoking **Rainer Maria Salzgeber**, der Moderator dieser schillernden Nacht.



Trotz Affenhitze: Dominique Rinderknecht.

Tennisstar **Thomas Muster**, ein Freund Raths aus dessen Zeiten als Karriere-Tennispieler, schickte eine Videobotschaft. Er wäre gern gekommen, sagte aber ab, weil sein Hund gestorben ist. Ex-Miss-Schweiz **Dominique Rinderknecht** sah sehr hübsch aus, um sie drängten sich die Leute von «Glanz & Gloria». Auf der Terrasse stand ein Racletteofen, vor dem – trotz Affenhitze – riesiger Andrang herrschte. Rath weiss, was die Gäste mögen. Das «Kameha Grand Zürich» ist innovativ, modern, lifestyle-mässig. Man muss hingehen, es sich anschauen. Jeden Sonntag ist Brunch (69 Franken, Willkommens-Prosecco inklusive).

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Gemeinsame Leidenschaften

Die Psychiaterin Margot Schmitz, 61, und der Psychologe Michael Schmitz, 61, sind seit zwanzig Jahren miteinander verheiratet. Sie sagen, wie man Krisen am besten übersteht. Teil 2



Entdeckungsreisen: Ehepaar Schmitz.

Margot: Natürlich kommt es vor, dass eine Liebe sich erschöpft hat. Dann sollten beide sich mit Anstand trennen und die gute Zeit in schöner Erinnerung behalten. Das hilft. Auch um irgendwann einen Neuanfang in der Liebe machen zu können, wenn man das möchte. Allerdings erlebt jede Partnerschaft Krisen, und diese bedeuten natürlich nicht, dass die Liebe am Ende ist, sondern dass sie strapaziert wird, was per se nichts Schlimmes ist. Probleme ergeben sich oft aus vielen Gründen: Man verliert im stressigen Alltag die Aufmerksamkeit füreinander. Auch wenn einer krank wird oder den Job verliert, leidet die Beziehung. Oder einer von beiden erhebt die Karriere über alles.

Michael: Tatsächlich ist es immer noch so, dass viel mehr Männer im Beruf Karriere machen, dort Status und Einkommen generieren und zum Financier der Frau und der Familie werden. Frauen stecken vielfach zurück. Es zwingt sie niemand dazu, aber dennoch gilt: Sie sehen ihre Karriere in der Mutterrolle und im Management des Familienalltags. So verwirklichen sie jedoch nie ihre sonstigen Potenziale. In der Berufskarriere werden sie von den Männern abgehängt und begegnen ihnen nicht mehr auf Augenhöhe. Das führt leicht zu Machtkämpfen innerhalb der Partnerschaft und somit zu Unfrieden.

Margot: Der Alltag ist hektischer geworden. Wer im Beruf und im sonstigen Leben alles perfekt machen will, belastet sich zusätzlich, sodass der Stress schnell zu viel wird. Darunter leiden Partnerschaften. Viele Menschen lassen sich heute aber auch weniger auf eine Partnerschaft ein. Oder nur zeitweilig und mit halbem Herzen. Wer immer wieder daran denkt, ob es nicht einen Besseren oder eine Bessere gibt, bleibt unverbindlich und hält den anderen auf Distanz. So entsteht weder wahre Liebe noch wahre Leidenschaft, und das Vermögen, harte Zeiten zusammen durchzustehen, ist eingeschränkt.

Michael: Die Selbstbestimmtheit auf der einen, das harmonische Miteinander auf der anderen Seite fordern heute viele Beziehungen heraus. Partnerschaft braucht gemeinsame Interessen und Bedürfnisse, Aktivitäten, an denen sich beide erfreuen. Wichtig ist auch, dass die Partner eine gemeinsame Vorstellung davon haben, wie sie ihre Zukunft gestalten wollen. Aber zwei Menschen haben nicht immer die gleichen Interessen und Bedürfnisse. Das heißt, dass man einander zugestehen soll, eigene Interessen und Ambitionen zu verfolgen. Die Herausforderung besteht darin, das Anderssein zu schätzen, neugierig zu bleiben und sich gegenseitig immer wieder neue Anregungen zu geben.

Margot: In Krisenzeiten sollte man sich besinnen: Was hat uns zusammengebracht? Was können und was wollen wir miteinander erreichen? Wenn es gelingt, diese Fragen offen und ehrlich zu beantworten, kann bereits viel Spannung abgebaut werden.

Michael: Wahre Liebe zeigt sich auch darin, dass sich Partner gegenseitig unterstützen und Probleme miteinander lösen. Und Partner nähren wahre Liebe, wenn sie gemeinsame Leidenschaften pflegen und sie sich so immer wieder attraktiv und spannend füreinander machen. Jeder mag dabei auch eigene Interessen entdecken. Aber Partner sollten einander immer wieder in ihre Welt einladen, damit man zusammen auf Entdeckungsreise gehen kann.

Margot und Michael Schmitz: «Liebe, Lust und Ehebett – Ein Buch zur Sache». Orac. 256 S., Fr. 29.90
Protokoll: Franziska K. Müller

Demokratie

Von Andreas Thiel — Opium fürs Volk.



Thiel: Hallo Philipp, ich habe gehört, du stellst jetzt Bedingungen an Bundesratskandidaten anderer Parteien.

Müller: In der Tat! Ich fordere die Bereitschaft, fremde Gesetze über unsere eigenen Volksentscheide zu stellen.

Thiel: Ich bin ja FDP-Wähler, seit ich wählen kann, weil mir als freiheitsliebender Mensch der Liberalismus sehr behagt. Könntest du denn nicht bitte mal an FDP-Bundesräte die Bedingung stellen, dass sie sich zum Liberalismus und zur Demokratie bekennen?

Müller: Nein, das wäre gemein.

Thiel: Wieso?

Müller: Es ist doch nicht die Aufgabe der Politik, sich um Freiheit und Demokratie zu kümmern. Das ist etwas fürs Volk, aber doch nichts für die hohe Politik. Das Volk soll uns wählen und dann gehorchen.

Thiel: Wenn man einmal gewählt ist, vergisst man dann das Volk?

Müller: Natürlich nicht. Wir schicken ja immer mal wieder jemanden vorbei, um Steuern einzutreiben.

Thiel: Könnte die FDP denn nicht Bedingungen an linke Bundesratskandidaten stellen?

Müller: Wo denkst du hin? Wir stehen bedingungslos zu unseren linken Bundesratskandidaten.

Thiel: Ich stelle mir zum Beispiel ein offenes Bekenntnis zur freien Marktwirtschaft vor.

Müller: Pssst! Nicht so laut! Du könntest unsere linken Wähler vergrämen.

Thiel: Ihr lasst euch von Linken wählen?

Müller: Ja, immer mehr. Du bist der letzte Liberale, der FDP wählt. Die anderen Liberalen wählen alle SVP.

Thiel: Könnte man da nicht Bedingungen an die Wähler stellen?

Müller: Die Wähler wählen, was sie wollen. Da ist die Demokratie noch nicht ganz ausgereift.

Thiel: Was ist denn Demokratie?

Müller: Demokratie ist ein Kompromiss zwischen der Freiheit des Volkes und dem Machtanspruch der Regierung.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Leichtigkeit des Seins

Von Peter Rüedi



Christian Zündel, einer der Gründerväter des neuen Tessiner Rotweins, entdeckt mehr und mehr seine Leidenschaft für Weissen. Seine Chardonnays Velabona, Dosso und Vigna Coò (davon demnächst mehr) sind drei eigenwillige Lesarten des Grundtextes der von platten fetten Weinen aus Übersee bis zu vielschichtig-komplexen Kunstwerken aus dem Burgund zu allem fähigen Sorte. Zündel ist ein feinsinniger Intellektueller mit Hang zu bissigen Pointen. So konterte er unlängst meine eingestandene Vorliebe für weisse Bordeaux (Fieuzal, Domaine de Chevalier, Smith Haut Lafitte) mit dem Satz: «Eigentlich machen die im Bordelais ja nichts anderes als weisse Rotweine.» Mein Gegenargument wäre nun diese Flasche, die sich auf der Etikette schlicht als «Bordeaux blanc» deklariert (weil in St.-Emilion die Appellation keine weissen Trauben zulässt). Ich meine den weissen Château Faugères, den Silvio Denz seit ein paar Jahren sozusagen mit dem Tröpfchenzähler produziert, und zwar die Version aus dem schönen Jahr 2014 (4000 Flaschen). Dieser Weisse ist schon auf der Flasche: eine fein fruchtige, schlank vibrierende Komposition aus je einem Drittel Sauvignon blanc, Sauvignon gris und Sémillon, teils im Stahltank, teils in neuem Holz ausgebaut – daher der diskrete *touch of vanilla*. Ein Wein mit viel Substanz (sie verdankt sich, wie auch die diskreten Melonen- und Mangonoten, nicht zuletzt dem Drittel Sauvignon gris – in der Regel sind weisse Bordeaux aus Sauvignon blanc und Sémillon komponiert), aber auch mit ebenso viel nobler Zurückhaltung; so gesehen ein Wein, der Denz' Hang zur Repräsentanz (er liess sich für Faugères von Mario Botta eine eigentliche Weinkathedrale bauen) glatt unterläuft. Bescheiden im Alkohol, das auch. Wunderbare Säure. Eine Offenbarung für alle, die sich nach ausgedehnter Verkostung der mächtigen, konzentrierten Spitzenetikette des Hauses, des seit 2011 selbständigen Grand Cru Classé Château Péby Faugères, nach der Leichtigkeit des Seins sehnen.

Château Faugères Bordeaux blanc 2014.
12,5%. Denz Weine, Zürich. Fr. 35.–. www.denzweine.ch

Erfolgsformel aus der Hotelküche

Im «Gourmet Spa Resort Lenkerhof» wechselt die Menükarte täglich, gekocht wird auf erstaunlich hohem Niveau. Von David Schnapp



Geschmackliche Harmonie mit dem richtigen Mass an Originalität: Stefan Lünse, Lenk.

Man kann es sich natürlich auch selber erschweren. Im geschichtsträchtigen «Lenkerhof» im Simmental hat man vor 350 Jahren begonnen, Nutzen aus der hoteleigenen Schwefelwasserquelle zu ziehen. Heute fällt das Haus durch ein kulinarisches Konzept auf, das an Küchenchef und Köche höchste Ansprüche stellt – und dem Gast viel bietet: Während in Gourmetrestaurants in der Regel ein, zwei feste Menüs angeboten werden, ändert die Karte im Hotelrestaurant «Spettacolo» täglich. Fünfzehn Gerichte stehen jeweils darauf, einige tauchen im Verlauf der Woche wohl wieder auf, aber der Küche unter der Leitung ihres Chefs Stefan Lünse bleibt nicht viel Zeit zum Perfektionieren. Und weil jeden Abend rund 60 – an Wochenenden bis zu 140 Gäste – von innen und aussen im Speisesaal mit Alpenblick sitzen, können die Teller auch nicht in zeitaufwendiger Uhrmachermanier angerichtet werden.

Dies ist die Ausgangslage für ein erfreuliches Abendessen: Zehn von fünfzehn Gerichten habe ich mir ausgesucht – schliesslich war die Anfahrt lang (aber schön), und sie soll sich nun nicht nur landschaftlich, sondern auch geschmacklich gelohnt haben. So viel vorneweg: Jede Zubereitung überzeugt aus dieser Warte. Nicht ganz in Waage wirkt bloss eine gebratene Jakobsmuschel mit Haselnüssen, Spinat und Verjus-Sauce. Die hat etwas zu viel Säure, was den Spinat bedrängt.

Alles andere löst sich in Wohlgefallen auf: das intelligent abgeschmeckte Rindstatar (Räucheröl und Zitrone) mit knusprigem Wachtel-Ei, süssen Schalotten und feiner Schärfe, der dünne Eigelb-Raviolo mit Nussbutter, Pinienkernen und den kohligsten Noten einer Broccolicreme, das Luma-Schweinskotelett: fest und saftig, dazu die perfekt geschmorte Schulter, Senfkohl, Quinoa und eine Aprikosencreme als sommerlicher Fruchttakzent.

Knusprige Milchhaut

Zum Schluss nutzt die Patisserie die Zeit, die sie hat, und serviert sorgfältig arrangierte Desserts wie etwa eine Schokoladen-Ganache mit subtil eingebundenem Lavendel, dazu Honigeis, knusprige Milchhaut sowie eine Art Fotzelschnitte mit Milch- und Honigfüllung. Fazit: Den Weg zum «Lenkerhof» sollte man auf sich nehmen. Wegen des Hotels mit seiner offenen, freundlichen Atmosphäre und den schönen Zimmern und wegen der Küche von Stefan Lünse. Sie serviert Gerichte, die gut gekocht sind und mit geschmacklicher Harmonie und dem richtigen feinen Mass an Originalität überzeugen.

Restaurant «Spettacolo» im Hotel «Lenkerhof»
Badstrasse 20, 3775 Lenk im Simmental
Tel. 033 736 3636. April und Mai geschlossen
Ausführliche Besprechung des Menüs auf
www.dasfilet.ch



Auto

California der Landstrasse

Schönheiten, wohin man blickt: mit dem offenen Ferrari durch Entlebuch, Emmental und Simmental nach Lenk. *Von David Schnapp*

Die Kritik zuerst: Den Schlüssel eines Ferraris in der Hand zu halten, ist zwar von den Aussichten her eine grossartige Sache. Materiell aber ist es ein sehr kostengünstiges Stück Plastik mit drei Tasten und einem metallenen Schlüsselbart. Das Gefühl der Erhabenheit kommt erst auf, wenn der Wagen, zu dem dieser Schlüssel passt, vor einem steht. In meinem Fall ist es der neue California T, lackiert in einem weinroten «Rosso Mugello». Dies ist so-

Ferrari California T

Leistung: 560 PS, Hubraum: 3855 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 316 km/h
Preis: 220 634 Franken



zusagen der Ferrari für jeden Tag, ein Cabrio mit Stahldach und 2 + 2 Sitzen sowie einem Kofferraum, der diesen Namen halbwegs verdient.

Der California ist eine aussergewöhnlich gut geratene Mischung aus Alltagstauglichkeit und Sportwagen. Dies ist kein Supersportwagen wie der kürzlich hier vorgestellte neue 488 GTB, aber es ist immer noch ein Ferrari und ein sehr potentes Auto: Der V8-Motor mit 3,9 Liter Hubraum und Twin-Scroll-Turbolader leistet 560 PS (412 kW), massive 755 Nm Drehmoment und bringt das Cabrio in 3,6 Sekunden auf 100 – und bis auf 316 km/h. Die Fahrleistungen sind also vergleichbar mit einem Porsche Turbo.

Mehr Leistung, weniger Verbrauch – diese Zauberformel heutiger Sportwagenproduktion kommt auch beim California T zur Anwendung. Den Ferrari-Fans wurde der Wechsel vom Saug- zum Turbomotor mit deutlich mehr PS und Drehmoment erleichtert. Dann: Zündschlüssel drehen und den verführerischen roten Knopf am Lenkrad drücken, auf dem «Engine Start» steht. Ein kurzes Donnern, dann ein so-

nores Brabbeln – natürlich klingt ein Turbo anders als ein Sauger, aber: Er klingt ausgesprochen gut und sehr männlich.

Grüne Idylle

Ich habe mir ein Ziel im Berner Oberland gesetzt. Es geht von Zürich über die Autobahn nach Luzern. Da fährt sich der California komfortabel und unspektakulär. An einer Tankstelle halte ich kurz, um das Dach zu öffnen. Das dauert zwanzig Sekunden und geht nur im Stillstand. Dann über die Hauptstrasse ins Entlebuch, wo es nach Heu, Holz und heiler Welt riecht. Dort suche ich Nebenstrassen und lande auf der Rengg. Der Ferrari erweist sich als feiner Kurvenfresser. Hochpräzise arbeiten Lenkung und Fahrwerk, das gefürchtete Turboloch ist in der *bella macchina* weit und breit nicht zu spüren. Dafür sind Naturschönheiten aller Art zu sehen.

Ich fahre über den Schallenberg, ertrage stockenden Verkehr durch Thun und erreiche schliesslich das Simmental, eine Welt voller Matten, Wälder und mit Myriaden von Geranien in Blumenkästen an gepflegten Holzhäusern. Bilanz: Der California T ist auf jedem Meter Landstrasse ein Vergnügen. Ob die Zauberformel «Mehr Leistung, weniger Verbrauch» funktioniert, ist nicht zu bestimmen. Es gibt keine abrufbare Daten über den Verbrauch. Danach fragt nämlich kein Ferrari-Fahrer.



«Nahe an der Sonne»: Unternehmer und Manager Biver, 66.

MvH trifft

Jean-Claude Biver

Von Mark van Huisseling — Im Wörterbuch des Uhrenunternehmers fehlt das Wort «Krise». Vielleicht ist er auch deshalb so erfolgreich.

Das Poloturnier in Gstaad ist eine kleine Veranstaltung, im Vergleich zu Formel-1-Rennen oder Spielen der Fussball-Bundesliga, wo Sie sonst präsent sind mit Ihren Uhrenmarken ... [das Gespräch fand Mitte August statt, während des Hublot Polo Gold Cup.]» – «Ja, wir sind eine Familie, Freunde ... Es ist klein, aber sehr fein, und das Ausland zeigt viel Interesse: Nächstes Jahr werden wir zum ersten Mal ein oder zwei Poloteams aus China hier haben.» – «Wie laufen die Geschäfte? Gibt es ein weiteres Rekordjahr, wie Sie es im Frühjahr an der Baselworld [Messe für Uhren und Schmuck] angekündigt haben?» – «Es stimmt bis jetzt: Die Schweizer Uhrenhersteller sind auf Kurs, und ich habe mich ja im Namen der Industrie ausgedrückt. Wir sind Ende Juli ein oder zwei Prozent über dem letzten Jahr. Und man hat den Eindruck, obwohl die Krise in Griechenland oder der Ukraine nicht überwunden sind, dass die zweite Hälfte des Jahres nicht schlech-

ter wird.» – «Und Ihre Unternehmen sollen ein halbes bis ein Prozent besser sein als der Markt, sagen Sie.» – «Das ist die Ambition. Wir wollen Marktanteile gewinnen, weil der Markt nicht mehr so stark zunimmt.»

Jean-Claude Biver, 66, ist ein Schweizer Unternehmer und Manager luxemburgischer Herkunft. Er ist Präsident der Uhrenmarke Hublot sowie Leiter des Uhrengeschäfts von LVMH, einem französischen Luxusgüterkonzern; das heisst, er ist zudem verantwortlich für die Marken TAG Heuer sowie Zenith. Biver hat den Ruf, zukünftige Marktentwicklungen aussergewöhnlich früh zu erkennen: In den 1980er Jahren, als man meinte, Quarzuhren seien der neue Industriestandard, kaufte er für einen angeblich bloss fünfstelligen Frankenbetrag die Marke Blancpain, an die keiner mehr glaubte, weil sie nur mechanische Uhren anbot und anbieten wollte – wenige Jahre später verkaufte er die Manufaktur, deren komplizierte

Modelle wieder stark nachgefragt wurden, an die heutige Swatch Group für geschätzte sechzig Millionen. Bei der kleinen Marke Hublot, die er mit grossen, schweren Modellen zu einem Player machte, hatte er ähnlichen Erfolg, als er das Unternehmen an LVMH verkaufte. Biver lebt oberhalb von Vevey auf einem Bauernhof; er ist zum zweiten Mal verheiratet und hat fünf Kinder, seit vier Jahren ist er Schweizer.

«Sie haben für kleine Unternehmen gearbeitet und für Konzerne und waren selbständig – was ist Ihr Geheimnis für Erfolg in diesen verschiedenen Ausgangslagen?» – «Es ist kein Geheimnis, es ist eine Charakteristik: Die Schweizer Uhrenindustrie ist eine Nanoindustrie [kleine Branche, Anm. d. Red.], sie verkauft im Jahr Uhren und Schmuck für vielleicht 24 Milliarden Franken, LVMH [Moët Hennessy Louis Vuitton] macht 34 Milliarden Umsatz alleine ... Das bedeutet, alle diese Firmen, die zusammen 24 Milliarden machen, sind kleine Firmen – auch wenn wir in der Uhrenindustrie glauben, wir seien gross. Und ob man allein ist oder eine kleine Firma in einem Konzern, man bleibt klein. Zweitens, das ist auch wichtig: Unternehmer zu sein, bedeutet, eine Geisteshaltung zu haben. Damit kann man ohne weiteres selbständig sein oder in einer kleinen Firma arbeiten oder sogar in einem Konzern, denn Konzerne brauchen Unternehmergeist. Konzerne haben oft zu viele Manager; Manager verwalten, Unternehmer bauen.» – «Man sagt, Querdenker hätten es schwer in Grossunternehmen.» – «Ja, ausser man sitzt ganz oben, nahe an der Sonne. Und wenn man Erfolg hat.» – «Weshalb ist es für viele Männer ein Lebensziel, eine Uhr zu besitzen, die so viel kostet wie ein kleines Auto – obwohl sie sie eigentlich nicht brauchen?» – «Es hat mit Faszination zu tun, die ein Mann in der Kindheit erlebte, als er zum Beispiel mit Autos spielte und «brumm, brumm» machte und Rennfahrer werden wollte. Es werden auch immer schnellere Autos gebaut, obwohl es immer mehr Tempolimiten gibt ... Wo begegnet der erwachsene Mann sonst dieser Faszination der Technik? Vielleicht bei Helikoptern oder Flugzeugen – aber die Mehrheit erlebt sie bei Uhren.»

«Sie sind wirtschaftlich unabhängig. Was treibt Sie an, jeden Morgen um vier Uhr aufzustehen und zu arbeiten?» – «Ich arbeite viel für die Steuern, und ich würd' gern weniger bezahlen, aber ich kann sagen: «Alles, was ich einnehme, teile ich mit der Gesellschaft.» Und nachdem ich geteilt habe, muss ich mich nicht mehr schämen, wenn ich mir etwas leiste. Aber der Hauptgrund ist: weil es mir Freude macht. Ich wäre traurig ohne Arbeit. Arbeit hält mich gesund und psychologisch im Gleichgewicht. Es ist reizend.» – «Wie legen Sie Ihr Geld an?» – «Ich glaube an Nestlé, Roche und so weiter.»

Sein liebstes Restaurant: Fondue-Restaurant «Café Tivoli»; Place d'Armes 18, Châtel-St-Denis, Tel. 021 948 70 39

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
	11						12	13		
14					15					
16							17			
18							19			
			20	21	22			23	24	25
		26	27					28		
29	30		31			32	33		34	
35			36			37			38	
	39						40			41
42							43			
	44				45					



Lösungswort — Eine Verwandte der Zielstrebigkeit

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Träume sind dort in Italien aus sprudelnden Schäumen. 5 NSA-Überwachungsprogramm, kann fast das Licht zerlegen. 11 Was Helvetia für die Schweiz, ist sie für Bern. 12 Ist's mit der Disziplin ein Paar, werden Ziele oft wahr. 14 Er, riesenhaft wie ein Gebirge. 15 Sie weiss bestens, wie man die Fäden zieht. 16 Nach Sünden kann gläubiger Katholik ohne dieses Tun mit sich selbst nicht Ruh'n. 17 Jener Teil im Schloss, den kaum ein König kennt. 18 Die Eigenschaft ist lockeren Typen völlig fremd. 19 Bei ihm gilt: überhebliche Show und mehr Schein als Sein. 20 Bei Magersüchtigen wird es sichtbar. 23 So einer wie Arvo Pärt. 27 Bei dramatischen Angelegenheiten braucht es sie. 28 In einem Wort: Jemandem zum Vorteil gereichender Vorrang. 29 Ein Areal umfasst meistens mehrere. 32 In Frankreich bekannte, oft Tränen treibende Tätigkeit. 34 Bei diesem Stoff vergeht einem Hören und Sehen. 35 Wird bei Affen durch ein Fell abgelöst. 37 Bei ihr gilt: statt Narren-totale Keimfreiheit. 39 Wo Berge sich erheben, kann man es erblicken. 40 Voller Gier, wie wir hier adäquat sagen. 42 Die Person ist vielleicht bekannt aber sicher unbenannt. 43 Für musikalische Fertigkeit übt man sie eine gefühlte Ewigkeit. 44 Amerikanische Behörde mit sehr hoch gesteckten Zielen. 45 Ein solcher Körper ist unsichtbar.

Senkrecht — 1 Ein Ort für die Stillen gemäss Gottes Willen. 2 So die Armen, Gottes Erbarmen inbegriffen. 3 Langweilig und ziemlich schmierig. 4 Wer gewisse Dinge weiss, stammt aus dem inneren Kreis. 6 Es wäre unverfälscht, wäre da nicht etwas verstellt. 7 Auch in ihrer Summe sind sie astronomisch. 8 Super!, die Videospiele-Figur. 9 Mitstreiter Mao Zedongs und einer der ersten Reformer Chinas. 10 Womit Zitronen nicht Botaniker sondern Ornithologen interessieren. 13 Einführend, freundschaftlich, an Mann gerichtet. 14 Die total globale Airport-Information. 15 Wer so viel versteht, versteht fast schon Bahnhof. 19 Auch ein Gericht, aber nicht ganz fertig. 21 Spricht man von ihm, kann es nicht schlechter sein – oder besser. 22 Oldies: Weisse Rosen aus Athen oder Das Mädchen von dort. 24 Heute macht sie auch Charlie Hebdo und Titanic. 25 Auch ohne Diplomatie ein geeigneter Lösungsvermittler. 26 Nicht eben ein Touristenziel, die Stadt in Sierra Leone. 28 Einst Schweizer-Kultgetränk, der Nachfolger von Sissa-Grape. 30 Der Anfang ist Schuld, dass einem fast der Kragen platzt. 31 Leni Riefenstahl und ihre fotografierten Afrikaner. 33 Max und seine Orgelwerke (1916 †). 36 Sie stand ein Leben lang im Schatten von Sophia (Loren). 38 So einsam, wie wohl Strauss-Kahn sich schon fühlte. 41 Ade Pomade, heute ist sie fettfrei gefragt.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 431

S	I	M	U	L	T	A	N		I	K	T	U	S	
L		U		E		T	A	G	E	B	A	U	A	
I	M	M	O	B	I	L	I	E		I	S	T	E	R
P	A	I	R	E		A	N	M	A	S	S	U	N	G
		K	E	N	N	E	N		A			I	G	
R	O					T	U	E	R	F	A	L	L	E
B	O	C	E	L	L	I		C	O	L			A	
A	N	A		O		S	C	H	M	E	C	K	E	N
N	E	S	T	L	E			L	A	C	H	E	N	
T		T	R	I	P	O	L	I		K	A	R	D	E
A	B	R	A	T	E	N		C	E	U	L	E		
M		A	B	A	N	O		H	U	N	D	E	R	T

Waagrecht — 1 SIMULTAN 6 IKTUS 10 TAGEBAU 12 IMMOBILIE 15 ISTER (Name der Donau in der Antike) 17 PAIRE (franz. f. Paar, z.B. Schuhe) 18 ANMASSUNG 19 KENNEN 20 TUERFALLE 23 BOCELLI 26 COL 27 ANA (kurz f. Anorexia nervosa) 28 SCHMECKEN 31 NESTLE 34 LACHEN 35 TRIPOLI 37 KARDE 38 ABRATEN 39 EULE 40 ABANO 41 HUNDERT

Senkrecht — 1 SLIP 2 MUMIE 3 LEBEN 4 ATLAN-TIS 5 NAIN 6 IBIS 7 KASSIA (gilt als erste Komponistin des Abendlandes) 8 TUTU (kurzes Ballettröckchen; Desmond: südafr. Bischof) 9 SARG 11 GEMAECHLICH 13 MAKRONE 14 ORNOE 16 ENGLANDER 21 ROMA (it. f. Rom) 22 FLECKEN 23 BANTAM (Hühnerasse, Gewichtsklasse im Boxsport) 24 CASTRA (Regina: urspr. röm. Legionslager) 25 LOLITA (Buch- und Filmtitel) 29 CHAUD (franz. f. warm, heiss) 30 KERLE 32 TRAB 33 EPEN 36 ONO

Lösungswort — **TURTELTAUBE**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

The logo for axpo, featuring the letters 'a', 'x', 'p', and 'o' in a bold, black, sans-serif font. A red lightning bolt symbol is positioned between the 'x' and 'p'.A large-scale photograph of an offshore wind turbine. The image shows a close-up of the nacelle and the base of the blades. Two workers in safety gear are visible on a platform within the nacelle. The background is a vast, blue ocean under a clear sky. The nacelle is white with a prominent red stripe. Logos for 'AREVA' and 'GLOBAL TECH I' are visible on the nacelle's exterior.

Voller Energie bauen wir an der Energiezukunft.

Innovation findet auch 100 Kilometer vor der Nordseeküste statt:
Damit die Zukunft den erneuerbaren Energien gehört, ernten wir
klimafreundliche Energie dort, wo der Wind immer weht.
Mit 80 Windkraftanlagen in einer Wassertiefe von 40 Metern und
Rotoren mit einer Fläche so gross wie 1,5 Fussballfelder.
Erfahren Sie mehr auf www.axpo.com